

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

adalbertus-werke e.v.

bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend

katholische jugend aus danziger familien

forum



INHALT

Gerhard Nitschke 50 Jahre danach	Seite 2
Msgr. Johannes Goedeke Vertreibungen – Reflexionen eines heimatvertriebenen Spätheimkehrers	Seite 3
Prof. Dr. Andrzej Januszajtis Danzig – nach fünfzig Jahren	Seite 4
Adam Krzeminski Mai 1945: Befreiung oder Niederlage aus polnischer Sicht	Seite 6
Dr. Jonas Kilius Litauen – nicht 50, sondern 2 Jahre nach dem Krieg ...	Seite 8
„Tragödie der Zwangsumsiedlungen“ <i>Ausschnitt aus der Rede des polnischen Außenministers Wladyslaw Bartoszewski am 28. April 1995</i>	Seite 9
„Ein Tor in die Zukunft“ – <i>Ausschnitt aus der Ansprache des Bundespräsidenten Roman Herzog am 8. April 1995</i>	Seite 10
Jan Sokol Fünfzig Jahre danach ...	Seite 11
Dr. Theo Mechtenberg Meine Erinnerungen an das Kriegsende	Seite 12
Adalbert Ordowski „From a distance“ – Ein Gedenkjahr aus jugendlicher Sicht	Seite 13
Monika Wienhold-Quecke Haben wir nichts gelernt?	Seite 14
Erklärung der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenen-Organisationen aus Anlaß des Endes des Zweiten Weltkrieges und des Beginns der Vertreibung der Deutschen vor fünfzig Jahren	Seite 15
Zum 49. Gementreffen – Zum Gedenken – Veranstaltungen im 2. Halbjahr	Seite 16

ZUM TITELBILD

Vor und nach 50 Jahren

Potsdamer Konferenz 1945 – Die Sieger: v.l.: Die Regierungschefs von Großbritannien, Winston Churchill; der USA, Harry S. Truman; der UdSSR, Josef W. Stalin.

Staatsakt in Berlin, 8. Mai 1995 – Freunde und Partner: v.l.: John Major, brit. Premierminister; Francois Mitterrand, franz. Staatspräsident; Roman Herzog, deutscher Bundespräsident; W.S.Tschernomyrdin, russ. Ministerpräsident; Al Gore, US-Vizepräsident; Helmut Kohl, deutscher Bundeskanzler; Jacques Santer, Präs. der EU-Kommission.

IMPRESSUM

Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend,
Hubertusstraße 5, 40219 Düsseldorf.

Redaktion: Gerhard Nitschke,
Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf,
Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74.

Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek SatzService,
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf,
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77.
Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr.
Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 12,- DM je Jahr erbeten.

Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)
Konto-Nr. 1519 66-435

Nur wenige Wochen ist es her, daß die Medien erfüllt waren von dem einen Thema, dem auch bewußt dieses Heft des **adalbertusforums** gewidmet ist: dem Gedenken an das Ende des 2. Weltkrieges vor einem halben Jahrhundert. Wir sehen noch die Bilder von den vielen Veranstaltungen vor uns, die Ansprachen klingen noch nach, und die insbesondere im Fernsehen wahgerufenen Erinnerungen an die schrecklichen Ereignissen im Frühjahr 1945 vermischen sich mit unseren eigenen Erinnerungen, die aus dem Unterbewußtsein wieder auftauchen und oft einer erneuten Verarbeitung bedürfen.

Es hat öffentlichen Streit darüber gegeben, in welcher Weise man – wolle man sich als guter Demokrat ausweisen – den 8. Mai 1945 zu beurteilen habe. Bundespräsident Roman Herzog hat dazu in seiner in diesem Heft auszugsweise abgedruckten Ansprache – nun hoffentlich endgültig – Abschließendes gesagt; er sprach auch davon, daß in diesem Streit „den verschiedenen Erfahrungen verschiedener Menschen nicht ausreichend Raum“ gegeben werde.

Eben dieses wollen wir in unserem bescheidenen Rahmen in dieser Ausgabe des **adalbertusforums** tun. Wir haben acht Personen aufgefordert, das aufzuschreiben, was sie zum Thema „50 Jahre danach“ in der entsprechend notwendigen Kürze äußern möchten, was ihnen ganz persönlich in diesem Zusammenhang besonders wichtig erscheint: Erinnerungen, Überlegungen, Bedenken, Mahnungen, Wünsche. Dabei konnten sie den Gedanken an die Vergangenheit in der ihnen angemessen erscheinenden Weise Raum geben, sollten aber auch die Gegenwart und die Zukunft in den Blick nehmen. Drei von ihnen sind engagierte Mitglieder unserer Gemeinschaften, haben jedoch auf Grund ihres Alters einen ganz unterschiedlichen Bezug zu diesem Thema. Die fünf anderen gehören zum Kreis unserer Freunde und Referenten, die unsere Arbeit in den letzten Jahren mitgetragen haben, einer als Deutscher, die vier anderen als Vertreter unserer ostmitteleuropäischen Nachbarländer: zwei Polen – davon ein heutiger Danziger –, ein Litauer und ein Tscheche. Vorangestellt sind jedem Artikel ein paar biographische Zeilen, die das Bild des Lesers vom jeweiligen Schreiber etwas erhellen können.

Es ist ein recht vielfältiges Spektrum an „Erfahrungen“, das uns aus diesen acht Beiträgen anspricht, zugleich aber auch an Folgerungen und Beurteilungen, die von den Autoren aus ihren „Erfahrungen“ gezogen werden, sowohl in Bezug auf ihr eigenes Leben und den Stellenwert des Kriegsendes darin, als auch in Hinblick auf die heutige Situation und die Aufgabenstellungen, die sie erkennen, sei es für sich, für die Gemeinschaft, für ihr Volk und für Europa.

Hinzugefügt sind diesen acht Äußerungen zwei besonders markante Ausschnitte aus den Reden des Bundespräsidenten und des polnischen Außenministers, sowie die offizielle „Erklärung der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen“. Diese drei Texte schlagen, in jeweils anderer Weise, Brücken von der Vergangenheit in die

Zukunft und fordern uns selbst zum Brückenschlag auf, über alles aus der furchtbaren Vergangenheit her uns Belastende hinweg. Wir sollten dankbar aufnehmen, was Wladyslaw Bartoszewski zur „Tragödie der Zwangsumsiedlungen“ – auch der der Deutschen – gesagt hat (ebenso auch die Worte von Prof. Januszajtis zur Vertreibung in seinem Artikel), und wir sollten danach handeln und versuchen, verstärkt das Gespräch mit polnischen Vertriebenen aus dem ehemaligen Ostpolen zu führen; wir müssen aber auch den Appell des Bundespräsidenten: „Die Insel muß größer werden, Stück für Stück und Land für Land“ – als Auftrag an uns sehen, ebenso wie das weitere intensive Bemühen um die Einigung Europas, wie es in der „Erklärung“ angemahnt wird. Ein Gedanke, der im zweiten Abschnitt dieser „Erklärung“ Erwähnung findet, sonst mir jedoch in den vielen Äußerungen zum Geschehen vor 50 Jahren kaum begegnet ist, sei hier aufgegriffen und etwas zu vertiefen versucht: es ist die Frage „nach dem verborgenen

Sinn“ des Geschehenen und nach seiner Einordnung in die Heilsgeschichte, wie sie in der „Erklärung“ als Aufgabe des Christen angesprochen wird.

Seit dem ersten Gementreffen 1947 haben wir uns immer wieder diese Frage gestellt, denn es ist eine

existentielle Sinnfrage, um deren Beantwortung insbesondere in den kirchlichen Vertriebenenorganisationen in den letzten 50 Jahren immer wieder gerungen wurde: Gott muß in seinem Heilsplan mit dem Geschehenen – insbesondere auch mit der Fülle an Leid von Millionen Menschen – etwas gemeint, etwas beabsichtigt haben, und er muß damit allen Betroffenen auch eine Aufgabe gestellt haben. In diesen Zusammenhang gehören all die Fragen nach Heimat und Heimatverlust, Wiedergutmachung, Menschenrechten, Verständigung, Versöhnung, Schuld, Sühne, Verzicht und Opfer, die bis heute diskutiert werden, für die jedoch in weiten Kreisen der kirchlichen Vertriebenenarbeit schließlich eine Haltung gefunden wurde, die für das ganze Volk stellvertretend wurde. Die Frage nach dem „Liebesgebot“, die wir beim 20. Gementreffen 1966 stellten und damals von Prof. Lentz-erhdolc in unvergeßlicher Weise deutlich erhellend (s. **adalbertusforum** Nr. 1/94, S. 14), sie wurde zum Prüfstein unseres Denkens und Handelns auf die Zukunft hin, und zwar auf der Grundlage der aus dem Glauben gewonnenen Gewißheit um Kreuz und Erlösung.

Beim kommenden 49. Gementreffen – mit dessen Thematik dieses **adalbertusforum** im engen Zusammenhang steht (s. S. 16) – soll im Schlußvortrag dieser Fragenkreis erneut angesprochen werden. Auch an dieser Stelle sei herzlich zur Teilnahme an diesem Treffen eingeladen, das unter dem Leitwort steht:

1945–1995

**ERINNERUNG BEWAHREN –
ZUKUNFT GESTALTEN**

Gerhard Nitschke

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.

Einige Tage stiller Besinnung zwischen Ostern und Pfingsten in einer Benediktinerabtei, dieses Eintauchen in die kontemplative Atmosphäre, ist wie ein reinigendes Bad für die Seele eines alten Priesters, der sich draußen der gärenden Schwemme einer Zeitflut ausgesetzt sieht, der er sich nicht entziehen kann, nicht darf und auch nicht will. Auf sehr unterschiedliche Weise versucht man, sich 50 Jahre nach Kriegsende noch einmal der Vergangenheit zu stellen.

Als Tischlesung höre ich einen Abschnitt aus der Apostelgeschichte: „An jenem Tag brach eine schwere Verfolgung über die Kirche in Jerusalem herein. Alle wurden in die Gegenden von Judäa und Samarien verstreut... Fromme Männer bestatteten Stephanus und hielten große Totenklage für ihn. Saulus aber versuchte die Kirche zu vernichten; er drang in die Häuser ein, schleppte Männer und Frauen fort und lieferte sie ins Gefängnis ein. Die Gläubigen aber, die zerstreut worden waren, zogen umher und verkündeten das Wort.“ (Apg. 8,1-4)

Ich fühle mich von diesen Worten ange-
rührt, meine mich selbst darin wiederzufinden, zumindest in den „Zerstreuten“, die umherzogen. Aber zugleich muß ich wehmütig feststellen, daß ich mich kaum zu den „Gläubigen“ zählen darf, die um des Glaubens willen zerstreut wurden. Schon gar nicht kann ich mich in dem Glaubenszeugen Stephanus wiederfinden. Ihn hat es auch gegeben in jenen zwölf verworrenen Jahren, als die braune Brühe brodelte und schließlich überschwappte. Aber er wurde totgeschlagen, aufgehängt oder von Kugeln durchsiebt. Dem bekehrten Saulus möchte man immer noch nicht trauen. – Und die „Gläubigen“ dieser Zeit? – Sie wurden in die trübe Flut mit hineingerissen. Wer da versuchte, das kleine Fähnlein seines Glaubens hochzuhalten, konnte sich nur schwerlich vor dem Ertrinken retten. Wenigstens ab und zu mußte der Arm mit dem Fähnchen untertauchen und mitrudern, wollte man überleben. In diesem Bild kann ich mich etwa wiederfinden.

Nachdem ich der braunen und roten Flut entronnen war, wurde ich als Spätheimkehrer eingestuft und erhielt mit einem amtlichen Flüchtlingsausweis aus dem Jahre 1950 zugleich den Status eines Heimatvertriebenen. Nun muß ich mich fragen: Wann bin ich eigentlich geflüchtet oder vertrieben worden? Flucht und Vertreibung aus der Danziger Heimat in den Jahren 1945/46 habe ich nicht erlebt. Als der Krieg zuendeging, war ich längst in sowjetischer Gefangenschaft.

Allerdings, bevor ich hinter Stacheldraht geschafft worden war, da hat es jede Menge Flucht gegeben. Schon im Winter 1943/44, als wir von einem Kessel in den anderen gerieten (aus einem hat uns die 13. Panzerdivision herausgehauen, der mein Bruder angehörte. Sein Grab habe ich unweit von unserem Hauptverbandsplatz gefunden). Als dann im Sommer 1944 nach der Kapitulation der Rumänen die Front der 6. Armee vollends zusammenbrach, als der Rest unserer Sanitätskompanie zerstob, als wir zu

Vertreibungen

Reflexionen eines heimatvertriebenen Spätheimkehrers

*Msgr. Johannes Goedeke,
Steinau-Marborn*

Geboren 1914 in Kladau bei Danzig, Jugend in Langenau, nach dem Abitur Studium der Theologie in Braunsberg und St. Georgen in Frankfurt, Priesterweihe am 5. März 1939 durch Bischof Dr. C. M. Splett, ein Jahr lang Vikar in Danzig-Oliva, seit März 1940 Militärdienst als Sanitäter, 1944-49 in russischer Gefangenschaft, seit 1950 in der Diözese Fulda tätig, als Kaplan in Kassel, Pfarrkurat in Neukirchen, 1960-84 als Pfarrer und Dechant in Bad Soden-Salmünster, danach bis heute als Subsidiar in Steinau-Marborn; daneben reiche Tätigkeit für die Kirche Danzigs in der Vertreibung, 1964-1992 als Konsistorialrat, seit 1975 als Geistlicher Beirat des Adalbertus-Werkes.

fünft versuchten, den Pruth zu durchschwimmen (nur zu dritt kamen wir drüber an; die Zahl der im reißenden Sereth Ertrunkenen wird man nie erfahren), da hörte die Jagd noch längst nicht auf. Die Angst, den Russen in die Hände zu fallen, hat letzte Kräfte mobilisiert. Dennoch sind wir in den Karpaten zu zweit einem Trupp rumänischer Rotarmisten in die Hände geraten, die uns dann den Russen auslieferten.

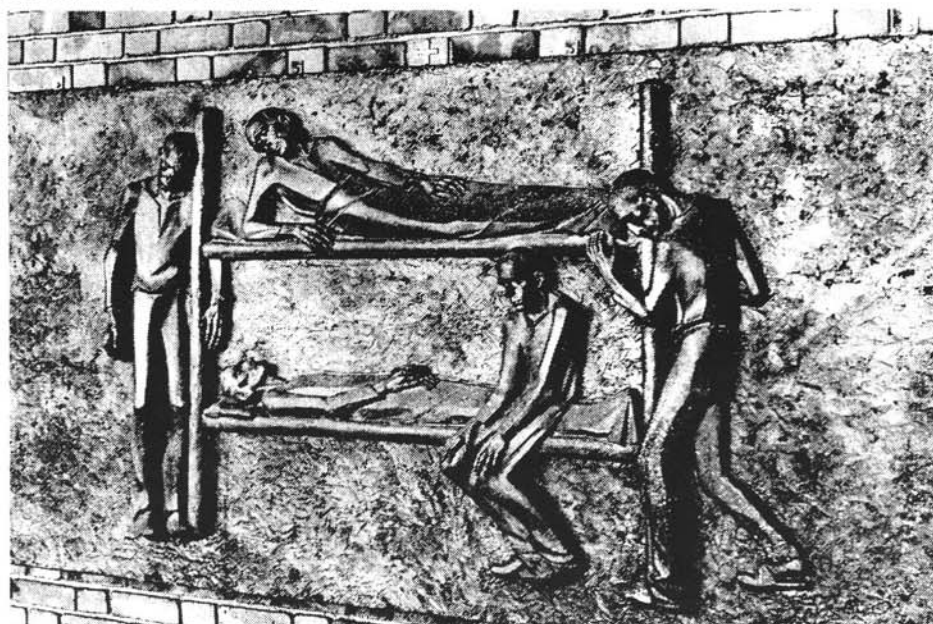
Das war meine Flucht. Sicher wurde mir dafür aber nicht der Flüchtlingsausweis gegeben. Als im üblichen Sinn Heimatvertriebene kann ich von unserer Familie nur die Mutter bezeichnen. Nachdem meine Schwester nach der Geburt ihres ersten Kin-

des im März 1945 gestorben, ihr Kind einige Wochen später verhungert war, mußte Mutter im Frühjahr 1946 die Heimat verlassen und konnte sich im Rheinland mit gelegentlichen Arbeiten so lange über Wasser halten, bis ihr Mann 1947 aus englischer Gefangenschaft entlassen wurde und in der Nähe von Köln eine Anstellung als Rektor einer Volksschule fand. Dorthin wurde ich im Dezember 1949 entlassen. Auch wenn eine Entlassung in die alte Heimat Danzig möglich gewesen wäre, hätte ich um keinen Preis dorthin gewollt, denn sie stand unter kommunistischer Herrschaft. Und was das bedeutete, hatten wir zur Genüge erfahren. Nach den Jahren brauner und roter Versklavung erschien die Möglichkeit, noch einmal in ein Land der Freiheit zu gelangen, fast wie eine unerreichbare Utopie. Die Angst, auch auf der 12-tägigen Fahrt vom Weißrussischen Bahnhof in Moskau bis zur Grenze der Bundesrepublik noch ausgesiebt zu werden, war unbeschreiblich. Nicht zu beschreiben aber das tiefe Durchatmen, als der Schlagbaum des Eisernen Vorhangs hochging, als in der Caritasbaracke in Friedland uns Menschen empfangen und begrüßten, nicht wie noch zuvor Funktionäre in Frankfurt/Oder mit hohlem Pathos und gestanzten Phrasen, sondern offen und herzlich, einfach menschlich. Nach langer Verbannung war dieser Atem so lange entbehrter Freiheit echte Heimkehr, wenn auch in eine neue Heimat. Besiegelt wurde diese Heimkehr, als der Zug nach einer Fahrt durch die „Heilige Nacht“ am 25. Dezember um 6.05 Uhr auf dem Kölner Hauptbahnhof eintraf, wo mich mein Vater empfing. Drei Stunden später durfte ich schon in der Pfarrkirche zu Quadrath-Ichendorf am Altar stehen und die Weihnachtsmesse zelebrieren.

So kann ich wohl von „Flucht“ und „Heimkehr“ sprechen, aber nicht im üblichen, sondern in dem von mir persönlich erfahrenen Sinn. Nur in diesem Sinn kann ich auch von erlebter Vertreibung sprechen.

Von mehrfacher Vertreibung muß ich berichten. Die erste hat unsere Familie im Jahr 1935 erfahren. Vorausgegangen war der

**Sterben im Gefangenenerlager –
Relief von Prof. Theilmann in der
Heimkehrerkirche in Friedland**



massive Terror im Zusammenhang mit der Wahl zum Danziger Volkstag im April 1935. Das blamable Abschneiden der NSDAP in Langenau, wo mein Vater Hauptlehrer an der katholischen Schule war, wurde wesentlich seinem Einfluß auf die Einwohnerschaft zugeschrieben. Man fand einen Vorwand, ihn vom Dienst zu suspendieren und auf halbes Gehalt zu setzen. Ein junger SS-Mann wurde kommissarischer Schulleiter, und mein Vater mußte sich nach langen Versuchen, die Stellung zu behaupten, in ein großes Kollegium der Stadt einordnen. Unter diesen Bedingungen hat man ihm dort sogar ein Hauptlehrergehalt gezahlt. – So der Willkür einer NS-Diktatur sich unterwerfen zu müssen, das war keine Versetzung, sondern eine zwangsweise Vertreibung einer Familie aus ihrem Heimatort.

Als eine eigene Art von Vertreibung möchte ich den um Danzig entfesselten Krieg gegen Polen betrachten. Gewiß ersehnten die meisten deutschen Danziger eine Wiederverei-

heit! Aber das Ver-rückt-Sein wurde bald Normalität.

Ver-rückt wurde ich, als ich mit noch sechs anderen Priestern am 18. März 1940 zur Sanitäts-Ersatzabteilung VI in Riesenburg einrücken mußte. Das war für einen Priester so verrückt, daß man das getrost als eine Vertreibung betrachten kann. Keiner wäre auf den Gedanken gekommen, sich der Einberufung zu widersetzen. Aus heutiger Sicht kaum zu begreifen. Einmal wurde mir die Irrsinnigkeit meiner Situation deutlich bewußt. Im Herbst 1940 wurden alle Sanitätseinheiten der 6. Armee im Priesterseminar zu Łódź (damals Litzmannstadt) einquartiert. Ich sehe mich noch heute vor dem Bischof stehen mit der Bitte, die Meßfeier in der Seitenkapelle seiner Kathedrale zu gestatten. Er sah mich verwundert an und sagte ungefähr: „Da steht jemand in Hitler-uniform vor mir und weist sich als katholischer Priester aus!“ Als ich großzügig die Erlaubnis erhielt, da habe ich mich irgendwie geschämt. Dabei hatte ich doch gemeint, in jener Flut, in der ich nun mal schwimmen mußte, das Fähnlein des Glaubens besonders hoch halten zu sollen.

Ein halbes Jahr später traf ich in Minsk Mazowiecki, 30 km östlich von Warschau, zufällig auf eine Frau aus Danzig. Sie erzählte mir, wie sie nachts aus ihrer Wohnung geholt, in einen Güterwagen verladen und irgendwo im sogenannten Generalgouvernement in die Dezemberkälte hinausgeworfen worden sei, zusammen mit vielen Polen aus Danzig. Sie selber betrachtete sich als Deutsche, die allerdings bei der polnischen Eisenbahn beschäftigt gewesen war. Wir hatten seinerzeit von dieser Aktion gehört, man hatte sich die Nachricht zugeflüstert. Sie hinauszuschreien, hat sich niemand getraut. Als ich der Frau eine Ration Kommisbrot in die Hand drückte, habe ich mich sehr geschämt.

Soll ich noch mehr Begebnisse erzählen, wo ich mich geschämt habe? Ich wüßte deren noch viele zu berichten. Geschichten, vor denen es mir heute noch graut. Jeweils habe ich mich als „Vertriebener“ gefühlt. Ich danke Gott, daß ich nie in die Verlegenheit gekommen bin, auf einen Menschen zu schießen. Ein gewisser Trost für mich: Ich durfte Wunden verbinden, welche die unbarmherzige Kriegsmaschine gerissen hat, die körperlichen und auch viele seelische. Dies besonders noch in den Jahren hinter Stacheldraht. Keine Heldentaten und kein Grund, die Fahne nachträglich hochzuschwingen. Dankbar aber muß ich sein, daß ich nach alledem schon durch so lange Jahre hindurch in der Zerstreung das Wort verkünden darf.

Schämen müßte ich mich aufs neue, heute von den Polen, die jetzt in Danzig beheimatet sind – und von denen viele ebenfalls ihre Heimat im Osten verloren haben – irgend ein Heimatrecht einzufordern. Ich bin dankbar für die Heimkehr, die mir an Weihnachten 1949 geschenkt worden ist. Dankbar bin ich, daß ich in der alten Heimat stets als Gast willkommen bin, den niemand mehr zu beschämen trachtet.

Kennst Du die Stadt am Bernsteinstrand? Auf Polnisch heißt sie Gdansk. Unter diesem Namen, geschrieben Gdynydz, ist sie vor 1000 Jahren aus dem Schatten der Urgeschichte aufgetaucht – Dank dem Hl. Adalbert. Seit dem Ende des 11. Jahrhunderts begannen sich hier Deutsche anzusiedeln. In der Ordenszeit bildeten sie schon die dominierende Bevölkerungsschicht. So wie heute war für sie der alte Stadtname schwierig: sie sagten Gdansk, Gdanzk, Danzk, Danzek und endlich Danzig.

Die Stadt erfuhr unterschiedliche Schicksale. Ihre Herrscher wechselten, mal nach, mal wider den Willen der Bevölkerung. Sieben Jahrhunderte hindurch war sie mit Polen verbunden und teilte sein Schicksal mit ihm. Es ist Tatsache, daß sie unter dem milden Zepter der Polenkönige zur größten Blüte gelangte, als größte, reichste und schönste Stadt an der Ostsee. Nach Polens Teilungen sank ihre Bedeutung, aber was blieb, war am wertvollsten und soll für immer eine Belehrung sein – ihre Schönheit, durch die Jahrhunderte hingebaut, im gemeinsamen Fleiß aller einträchtig mitwirkenden Völker. Nationale Gegensätze waren eine Erfindung des 19. Jahrhunderts, und zur furchtbaren Aufpfehlung des Hasses kam es erst in diesem, zum Glück bald zu Ende gehenden Jahrhundert.

Die Folgen dieser von Seiten der teuflischen Totalitätssysteme aufgepeitschten Eskalation des Hasses sind leider bis heute sichtbar. Der Haß hat die ersten Kanonensalven des Krieges ausgelöst und zum Bau der Konzentrationslager geführt, zur Extermination der Juden, Polen, Russen und allen – auch Deutschen – die es wagten anders zu denken und gegen die unmenschlichen Systeme zu wirken. Der Haß nahm auch schließlich Revanche, nicht nur an den Tätern des Völkerleids (nicht allen), sondern auch an Millionen unschuldiger Menschen. Danzig ist ein krasses Beispiel dafür. Nur zum Teil zerstört durch unmittelbare Kriegseinwirkungen, wurde es gleich nach der Einnahme von der Roten Armee absichtlich in Schutt und Asche verwandelt. Die Augenzeugenberichte lassen keinen Zweifel daran: man zündete an und zerstörte bewußt ein Haus nach dem anderen, bewogen von Haß – nicht nur gegen die Deutschen, sondern auch gegen die Polen, denen die Stadt nach dem Krieg zufallen sollte. Unwillig dringt eine Analogie ins Gemüt ein: die bewußte und planmäßige Zerstörung Warschaus nach dem Fall des Aufstandes im Jahr 1944. Die Täter waren nicht dieselben, aber es war derselbe Gedanke: die Stadt endgültig zu töten und ihr Auferstehen für immer unmöglich zu machen.

Ein Unrecht zieht ein anderes nach sich. Auf Grund internationaler Beschlüsse wurde die eingeborene Bevölkerung aus ihrer Heimat ausgewiesen. Alle, die das Glück hatten, den Krieg zu überleben und die nicht früher geflohen waren, wurden gezwungen wegzugehen. Zu dieser Tat haben leider auch meine Landsleute beigetragen. Ich schreibe das mit Bedauern und Grauen,



Heimkehrer im Lager Friedland.

nigung mit dem Deutschen Reich; denn der Status eines Freistaates war ihnen nach dem ersten Weltkrieg aufgezwungen worden. Nun wurde uns die „Heimkehr ins Reich“ zuteil. Aber um welchen Preis! Ein Krieg, kaltblütig und willkürlich begonnen, das bedeutete die endgültige Vertreibung aus dem Paradies der Unschuld, welche die Deutschen durch die Unterwerfung unter ein erbarmungsloses Terrorsystem im Grunde längst verloren hatten. Da wurden wir alle zu Komplizen Kains gestempelt. Noch heute tun wir uns schwer, dieses Zeichen von der Stirn zu wischen. Man hat es trefflich verstanden, das Volk auf die Treue zum Vaterland einzuschwören. Diejenigen, die alles andere waren als Nazis, sie waren gezwungen, noch mehr als bisher doppelbödig zu denken und zu handeln. Ausdruck dieser hirnrissigen Verrücktheit konnte es sein, daß man den Krieg als einzigen Ausweg aus der Grundmisere des Volkes ansah. So hatte mir ein befreundeter älterer Priester schon zwei Jahre zuvor mal prophezeit: „Die braune Bande werden wir nicht anders mehr los als durch einen Krieg!“ Wie schrecklich sollte sich das bewahrheiten. Welche Verrückt-

Danzig – nach fünfzig Jahren

Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, Danzig

1928 in Lida (ehem. Ostpolen) geboren, Jugend und Schule während der Kriegszeit in Lublin, kam 1948 nach Danzig, dort Studium an der Technischen Hochschule, zunächst Maschinenbau, nach Promotion und Habilitation im Fach Physik Mitbegründer der Fakultät für technische Physik an der T.H. und Inhaber eines Lehrstuhls, zeitweilig Dekan; daneben auch Musikstudium im Fach Klavier, sowie Aneignung profunder Kenntnisse über die Geschichte und Kunst Danzigs, 1969 erste Buchveröffentlichung über Danzig; bei den ersten freien Kommunalwahlen nach der Wende 1990 Wahl in den Stadtrat, bis 1994 dessen Vorsitzender; verheiratet mit einer Musikerin, zwei Töchter, ein Enkelkind.



Gewölbe der St. Marienkirche

weil ich selbst als Pole zweimal vertrieben wurde, und weil mein Vater als einer der ersten Polen im KZ Auschwitz ermordet worden ist. Ich weiß, was das bedeutet... Die Vertreibung der einheimischen Bevölkerung aus Danzig, Ostpreußen, Pommern und Schlesien war Leid und Unrecht, unabhängig von aller internationalen „Legitimierung“.

Haß hat Danzig zerstört – Liebe hat es wieder aufgebaut und seine alte Schönheit wiederhergestellt, wenn auch an manchen Stellen nur annähernd. Auch die wirtschaftlichen und kulturellen Grundlagen wurden wieder in Funktion gesetzt und erweitert. Danzig besitzt jetzt den tiefsten Hafen an der ganzen Ostsee – für Schiffe mit 15 m Tiefgang – eine moderne Ölraffinerie, riesige Werften, 6 akademische Hochschulen (darunter auch die jetzt 91jährige Technische Hochschule), 8 Museen, eine Oper und Philharmonie und die berühmte Cappella Gedanensis – unmittelbare Nachfolgerin der alten Ratskapelle, die sich auf Alt-Danziger Musik spezialisiert hat. Trotz der vernachlässigten Infrastruktur und ungenügender Zahl der Hotelplätze besuchen uns jährlich mehr als 3 Millionen Touristen. Sie genießen das Strandleben, sammeln oder kaufen Bernstein und atmen nicht nur die verhältnismäßig frische Luft ein, sondern auch die einmalige Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung.

Aber am wichtigsten sind die Menschen. Manchmal scheint es, als ob – trotz des Zuflusses neuer Einwohner und Generationen, die hier geboren sind – etwas von dem alten Stadtgeist zum Vorschein käme. Die alte Freiheitsliebe brachte „Solidarnosc“ zum Leben. Hier in Danzig entstand eine Bewegung, die das mächtige kommunistische System umzustürzen vermochte und unumkehrbare Wandlungen in Europa ver-

ursachte, die zur schnellen Vereinigung des Kontinents führen sollten.

Der Wiederaufbau Danzigs ist noch fern von seiner Vollendung. Man baut noch im Artushof, im Uphagenhaus, an der Johanniskirche und auf der Speicherinsel. Nicht alle ausgelagerten Kunstgegenstände sind zurückgekehrt: einen (immer kleineren) Teil der Altäre aus St. Marien muß man in Warschau besichtigen, manche Objekte befinden sich in der Bundesrepublik Deutschland. Zwar kehrte ein Altarflügel aus Hamburg zurück, aber in Lübeck bleiben noch 3 Glocken (aus St. Johannis und St. Marien) und ein beträchtlicher Teil des Paramentenschatzes, dessen anderer Teil sich z. Zt. in Nürnberg befindet. Die wertvollste der ge-

retteten Glocken – die Osanna-Glocke aus St. Marien – erklingt noch immer für die Bewohner von Hildesheim, statt die Geschichte ihrer Heimat in Danzig zu besingen. Ihre Inschrift besagt doch, daß sie im Todesjahr des Königs Sigismund III. (1632), dem „Vater des Vaterlandes“, neugegossen worden sei. Aus den Überresten der Bibliothek der Danziger Naturforschenden Gesellschaft, gegründet 1743, sind bisher zwei wertvolle Bände in die Hauptbibliothek der Technischen Hochschule in Danzig zurückgeführt worden, weitere 850 warten noch in Bremen...

Es nähert sich uns der Anlaß zur gemeinsamen Feier – das 1000. Jahresdatum des Aufenthaltes des hl. Adalbert 997 und des Beginns der geschriebenen Geschichte Danzigs. Eine schöne und würdige Verehrung des Milleniums und ein Zeugnis des Sieges der Liebe über den Haß wäre die endgültige Rückführung des Danziger Kulturgutes an den Heimatort. Das sollte auch das z. Zt. noch in Rußland befindliche betreffen, wozu wir leider immer noch keinen Zutritt haben.

Wenn wir die vergangenen 50 Jahre betrachten, können wir optimistisch sein. Die Liebe hat gesiegt. Die Stadt steht in ihrer alten Pracht da. Aber wir haben noch etwas schwieriges vor uns – die Wiederbelebung der alten Traditionen. Ich wende mich an alle Danziger in der Welt – helft uns die Liebestat fortzusetzen und zu vollenden und die alte Atmosphäre der Stadt womöglich wiederherzustellen, ihren altbewährten Geist herbeizurufen. An der Schwelle seines zweiten Milleniums möge unser geliebtes Danzig aufblühen und fortbestehen als Brücke und Zeugnis der liebevollen Zusammenarbeit unserer beiden so schwer vom Krieg getroffenen Nationen, ein Wahrzeichen von Liebe und Versöhnung!

Die Langgasse



Als einer, der im Januar 1945 geboren wurde, kann ich vom Kriegsende schwerlich als Augenzeuge sprechen. Als einer, der seine Kindheit in dem polnisch gewordenen Trümmerhaufen, genannt Wrocław oder Breslau, verbrachte und dann immer wieder auf die schizoide Gemütslage der älteren Polen gestoßen wurde, die sich oft als faktische Verlierer des Zweiten Weltkrieges sahen, auch wenn sie auf ihren moralischen Sieg stolz waren, kann ich versuchen, die geistig-moralische Atmosphäre zu skizzieren, in der die polnische Nachkriegsgeneration erzogen wurde, und den polnischen verdrängten Komplex der siegreichen Verlierer oder verratenen Mitsieger zu umreißen, der die polnische Mentalität, die polnischen Mythen und die polnische Nachkriegskultur geprägt hat.

1945 war auch ein polnischer Sieg, bleute uns jahrzehntelang die volkspolnische Propaganda ein. Es war eine Niederlage, sagten uns unsere arm- oder beinamputierten Onkel und Großväter, die im Krieg gegen die Deutschen gekämpft hatten und uns dann, als wir – die Nachkriegsgeneration – im pubertären Alter die Kriegserinnerungen polnischer Flieger, Matrosen und Panzersoldaten, die in England gewesen waren, verschlangen, von ihren Erlebnissen in den sowjetischen Lagern und polnischen Gefängnissen nach dem Krieg erzählten. Den polnischen Sieg sollte das Bild der im Mai 1945 auf der Berliner Siegessäule kurzzeitig gehißten polnischen Fahne symbolisieren, auch die Photos der Grenzpfähle, die volkspolnische Soldaten ins Oderufer einrammten. Für den Sieg standen Breslau und Stettin, vor allem aber der Sozialismus und die unverbrüchliche Freundschaft und Waffenbrüderschaft mit der Sowjetunion. Die sollte uns nämlich ein Gefühl der Sicherheit und Dankbarkeit vermitteln. Die Denkmäler dieser Dankbarkeit sahen wir in fast jeder Stadt, eine Huldigung an den Großen Bruder. Dessen Kanonen waren es, die etwa in Bromberg am „Platz der Freiheit“ neben der Kirche als Denkmal aufgebaut waren, und dessen T-34-Panzer säumten in vielen pommerschen Städtchen auf Sockeln aufgebahrt die Hauptstraßen.

Die polnischen Siegesdenkmäler waren dagegen bescheiden und schmerzten: kleine Gedenktafeln in Warschauer Straßen, auf denen zu lesen war, hier hätten die Pfadfinder der Untergrundarmee Gefangene der Gestapo gewaltsam befreit und dort den Polizeichef und SS-General erschossen. Der Stolz auf das minutiös vorbereitete tollkühne Unternehmen mischte sich mit Trauer, denn aus populären Erinnerungen wußten wir, daß die befreiten Gefangenen bald danach starben und die meisten Attentäter während der Verfolgungsjagd der Deutschen umgebracht wurden. Die wahren polnischen Siege dieses Krieges ereigneten sich weit weg, für sie standen das legendäre Geschwader 303 während des „Battle of Britain“, die polnischen Bomberpiloten über Berlin, dem Ruhrgebiet und vielleicht auch über Dresden, die Erstürmung von Monte Cassino oder die Geleitzüge über den At-

Mai 1945: Befreiung oder Niederlage aus polnischer Sicht

Adam Krzeminski, Warschau

Geboren 1945 in Radecznica in Ostpolen, aufgewachsen in Breslau und Warschau, lebt in Warschau; 1962-1967 Studium der Germanistik in Warschau und Leipzig, 1967-1973 Redakteur der Wochenzeitung „Forum“, seit 1973 Redakteur der Wochenzeitung „Polityka“, dort zuständig für sämtliche deutsche Themen; verfaßt regelmäßig innen- und außenpolitische Leitartikel, sowie Essays zur Zeit- und Ideengeschichte, auch für diverse

andere Zeitschriften in Polen und Deutschland; Autor einiger Drehbücher historisch-politischer Dokumentarfilme; Dozent am germanistischen Seminar der Universität Thorn; Chefredakteur des Magazins für deutsch-polnische Verständigung „Dialog“ (Hamburg/Warschau), sowie seit 1990 stellv. Vorsitzender der Polnisch-Deutschen Gesellschaft in Warschau;

Auszeichnungen: 1993 Goethe-Medaille und Nebenpreis des „Brücke“-Preises der Stadt Görlitz



Altstadt von Breslau 1945.

lantik. Andererseits bemühte sich die Propaganda um ein Gegengewicht, indem sie die Leistungen der polnisch-kommunistischen Division herausstrich, die bei Lenino in Weißrußland gekämpft hatte, in Lublin 1944 beklatscht wurde und den (von den Sowjets im Stich gelassenen) Warschauer Aufständischen zu Hilfe eilte. Den mythischen polnischen Sieg konnten wir uns vor dem Fernsehen einreden und das polnische Leiden auf dem Warschauer Powązki-Friedhof an Allerheiligen nacherleben. Da lagen sie alle: die Pfadfinder der Heimatarmee unter einem Meer von Kerzenlichtern und die polnischen Volksarmisten in langen, einsamen, von kränklichen Irrlichtern eher verdunkelten als erleuchteten Reihen. Viel heller war es immer vor dem Grabstein für die Toten von Auschwitz, aber immer noch weniger hell als auf einem Rasenfleck ohne Kreuz, ohne irgendeine Tafel, der ein einziges Flammenmeer war: Jeder wußte, daß man hier der in Katyń Ermordeten gedachte.

Und doch kannten auch wir einen „Siegesrausch“, der zwar reinem Schein galt, aber immerhin. Unser Held – vielleicht weniger unser als der unserer jüngeren Brüder – trug seit Anfang der 60er Jahre eine Wehr-

machtsuniform und bannte das ganze Land so sehr, daß man ihn sogar gegen die Kirche antreten ließ. Er hieß Hans Kloss, war bei der deutschen Abwehr, eigentlich aber ein polnischer Agent, war elegant, tapfer und intelligent und führte ein ums andere Mal einen brutalen Bösewicht von der SS an der Nase herum. Daß er für irgendeine „Zentrale“ arbeitete war nebensächlich. Hauptsache, er gewann immer, auf dem Fernsehschirm. Diese Serie mit Hans Kloss (ebenso wie eine weitere, „Vier Panzersoldaten und einen Hund“) versuchte das Staatsfernsehen bei gelegentlichen Duellen der kommunistischen Partei gegen die katholische Kirche einzusetzen und sendete es sonntags genau zur Zeit der Hauptmesse, sicher nicht ganz ohne Erfolg. Ein Zelluloidheld in der Wehrmachtmütze gab den jungen Polen ebenso viel symbolisches Selbstwertgefühl, wie die Schwarze Madonna von Tschenschostchau Geborgenheit und Wärme lieferte, doch beides setzte sich nicht unbedingt zu einem Siegesbewußtsein zusammen. Der eigentliche Sieger war nach unserem Empfinden Stalin, mit den Amerikanern als zweitem Sieger, während uns Engländer und Franzosen als blaß und verlogen erschienen. Die große polnische Liebe Frank-

reich, das Land der politischen Emigration der Polen im 19. Jahrhundert und der ersehnte Alliierte, trat für uns Nachgeborene sang- und klanglos von der Bühne unserer politischen Hoffnungen ab. Nur kurz erstrahlte Frankreichs Gloire für die Polen – seit Generationen heimliche „Napoleoniiden“ – noch einmal: beim Staatsbesuch von Charles de Gaulle 1967, dessen Gesten und Worte ihnen zu Herzen gingen. Aber die Augen richtete man nun schon auf die Amerikaner, nur daß diese für uns nicht einmal einen Bruchteil jener Worte fanden (finden konnten und wollten), die sie für die Westdeutschen locker aufbrachten. Keinem von ihnen wäre je in den Sinn gekommen zu sagen, auch er wäre ein Warschauer. Allerdings wäre ein solches Bekenntnis auch

Grenzen. Die offiziell lange unausgesprochene, doch meist mitgedachte Mitschuld Stalins an der deutsch-sowjetischen Zerschlagung Polens 1939 und der mit Hitler gemeinschaftlich durchgeführten Vernichtung der polnischen Intelligenzschicht war selbst für viele Propagandisten eine wirkungsvolle Bremse vor allzu überschwenglichen Danksagungen an die sowjetischen Sieger des Jahres 1945.

Sogar als Garantiemacht für die neue polnische Grenze im Westen überzeugte die Sowjetarmee keineswegs. Bei allen Beteuerungen der polnisch-sowjetischen Waffenbrüderschaft konnte kaum jemand vergessen, in welcher Eigenschaft dieselbe Rote Armee am 17. September 1939 in Polen einmarschiert war, wie heimtückisch sie

das litauische Wilna und das ukrainische Lemberg in ihrer Architektur intakte Teile der polnischen Geschichte aus, während Breslau oder Stettin – mit eindrucksvollen Ausnahmen gelungenen Wiederaufbaus und den schauerlichen Ergebnissen billiger sozialistischer Bauweise – eher traurige Beispiele sind für die tiefen historischen Verwerfungen und die realiter schwierige Aneignung der „wiedergewonnenen Gebiete“ durch die Polen, die sich keineswegs „ins gemachte Bett legten“, wie in Kreisen der deutschen Vertriebenen jahrzehntelang zu hören war.

Das gängige Geschichtsbild, das der polnischen Nachkriegsgeneration in der Schule und von der Propaganda vermittelt wurde, war in sich schlüssig. Die Westverschiebung Polens 1945, die Übernahme der deutschen und die Amputation der polnischen Ostgebiete, wurde als ein Gewinn dargestellt. Die kompakte Gestalt des polnischen Staates auf der Landkarte und seine weitgehende ethnische Homogenität pries man offiziell als Rückkehr zum „piastischen Polen“ von vor 1000 Jahren. Daß dabei siebenhundert Jahre polnischer Geschichte im Osten, die kulturellen Verankerungen in der Ukraine oder in Litauen, verdrängt wurden, verschwieg man. Pommern, Ostpreußen oder Niederschlesien sollten den Polen nun Stoff für einen neuen Mythos liefern, eine Mischung aus „Wildem Westen“ und sozialistischem Aufbau. Doch die Phantasie blieb weiterhin am Osten haften. Nicht Pommern oder Schlesien wurden in den 50er und 60er Jahren mythisch erobert, sondern Galizien nach Niederschlesien und Litauen und Weißrußland nach Pommern und Masuren verpflanzt. Erst mit der dritten Generation der westverschobenen Ostpolen entwickelt sich ein neues organisches Heimatgefühl. Sie hat nun schon östlich von Oder und Neiße Wurzeln geschlagen und schielt nicht mehr zurück in die frühere Heimat der Großeltern, sondern nach Westen, zu den deutschen Nachbarn. Die polnischen Stettiner entdecken Berlin als ihr natürliches Hinterland und die Breslauer oder Liegnitzer Dresden. 50 Jahre danach wird Polen tatsächlich westlicher, als es Stalin einst vorschwebte, und die Bindungen an den Osten sind viel schwächer geworden, als es vielen lieb gewesen sein mag.

Auch 50 Jahre nach Kriegsende fühlen sich die Polen wohl kaum als Sieger der Geschichte. Dazu sind die Verstörungen durch die „Westverrenkung“ Polens nach wie vor zu stark. Doch wenn sie nach Osten blicken und sich die wirtschaftliche und politische Lage in Rußland oder der Ukraine anschauen, haben die meisten doch das Gefühl, diesmal kein schlechtes Los gezogen zu haben.

Als eigentlichen Sieger der Geschichte betrachten heute viele Polen paradoxerweise die Deutschen. Nach dem Fall der Mauer, seit der Bundesrepublik von allen Seiten, darunter vom russischen und vom amerikanischen Präsidenten die Rolle eines europäischen Spielers zugeschrieben wird, und nachdem man in Ostmitteleuropa hoff-



Altstadt von Breslau 1995.

kaum glaubwürdig gewesen, nachdem ihr Präsident in Teheran, Jalta und Potsdam gutgläubig und gelangweilt „Uncle Joe“, Stalin, halb Polen für immer und den Rest als ein Kondominium geschenkt hatte. Die Engländer wiederum waren ein Sonderfall. Daß sie 1940 eine Weile als einzige de facto zu uns standen und daß die Polen an ihrer Seite gegen die Deutschen kämpfen durften, als Stalin und Hitler gemeinschaftlich im besetzten Polen wüteten, half uns, den anderen Churchill, den aus den Jahren 1943-45 und später, zu verdrängen. Wir wußten zwar, daß es Churchill gewesen war, der 1945 den polnischen Verbänden die Teilnahme an der Londoner Siegesparade verweigert hatte, und daß der Ruhm des gemeinsamen „Battle of Britain“ verblaßt und vergessen war. Doch dieser letzte Hauch von Sympathie für die Alliierten von 1940 war geblieben, und wenn wir in englischen Spielfilmen aus den 60er Jahren über die Flieger im Luftkampf auch polnische Töne hörten, waren wir gerührt: Wenigstens die Engländer wissen, was sich gehört.

Die polnische Dankbarkeit gegenüber dem eigentlichen Sieger des Jahres 1945, der Sowjetunion, hielt sich seit dem „polnischen Oktober“ 1956 auch auf Regierungsseite in

1944 in den früheren polnischen Ostgebieten gegen die polnische Untergrundarmee vorging, die der bürgerlichen Exilregierung in London treu geblieben war, welche Regierungsform sie uns aufzwang und mit welcher „brüderlichen Hilfe“ sie im Falle größerer Unbotmäßigkeit drohte.

Sicherlich herrschte 1945 in den Dörfern und Städten Zentralpolens Erleichterung, daß die verhaßten Deutschen verjagt wurden. Das Auftreten der Sowjets als Befreier und Garanten der Oder-Neiße Grenze jedoch war für viele eine faktische neuerliche Besetzung des Landes und darüber hinaus das Damoklesschwert einer drohenden Einverleibung Polens in die glorreiche Sowjetunion.

Jalta betrachteten viele Polen als eklatanten Verrat der Westalliierten an jenem Land, das sich 1939 als erstes Hitler widersetzt hatte und danach einer grausamen Besatzungsherrschaft ausgesetzt war. Die in Potsdam besiegelte Westverschiebung erlebten hunderttausende Ostpolen als Vertreibung und ihre Ansiedlung in den furchtbar durch die Kampfhandlungen und nachträglichen Zerstörungen verwüsteten ostpreussischen oder pommerschen Städten zumeist als schmerzliche Entwurzelung. Noch heute strahlen

nungsvoll das „Modell Deutschland“ beschwört, sehen auch die Polen in ihrem westlichen Nachbarn mehr eine Stütze als eine Bedrohung. In einer repräsentativen Umfrage erklärten im Frühjahr 1995 die wenigsten Polen, sie wünschten sich keine Deutschen als Nachbarn; Abneigung und Angst riefen vielmehr die früheren östlichen „Brudervölker“ hervor. Die Deutschen mögen noch nicht so beliebt sein, daß man schon von einer intimen Nachbarschaft mit ihnen sprechen könnte, doch ein gedeihliches deutsch-polnisches Neben- und Miteinan-

der halten sehr viele Polen mittlerweile für durchaus vorstellbar.

Ob dies auch für die Kriegsgeneration so ist, sei dahingestellt, wurde sie doch in diesen fünf Nachkriegsjahrzehnten so gebeutelt, verraten und gedemütigt, daß sie nun eher vorsichtig und mißtrauisch ist. Von eigenen Niederlagen und fremden Siegen im Krieg geprägt, ließ sie sich nicht mit Zelluloidhelden abpeisen. Sie hat ihre Träume ausgeträumt und überläßt die Höhenflüge und – wenn es sein muß – auch Abstürze den Nachgeborenen...

situationen, was nach fünfzig Jahren totaler Verstaatlichung auch verständlich ist.

Litauen bekommt zwar eine große Hilfe von verschiedenen westlichen Institutionen, darunter auch von deutschen. Sehr viele Deutsche leisten auch auf privater Basis eine großzügige humanitäre Hilfe für litauische Bürger, insbesondere für alte, kranke Menschen und Kinder. Die Hilfsbereitschaft der Deutschen, ihre Bereitschaft, die enormen Strapazen einer langen Reise nach Litauen auf sich zu nehmen, verblüfft oft die litauischen Bürger und weckt sehr warme Dankesgefühle bei Ihnen. Das trägt viel zur Verständigung unserer Völker bei und hilft auch, manche historischen Vorurteile abzubauen.

Von einem westlichen Marshall-Plan für Osteuropa hört man jedoch nichts. Man kann auch im Westen die Frage hören: wofür, für welche Verdienste? Was wir haben, haben wir selbst geschaffen. Doch da könnte man an manches erinnern. Vor dem Kriege stand Litauen, wirtschaftlich gesehen, auf dem Niveau von Finnland, jetzt ist unsere wirtschaftliche Lage nicht mehr zu vergleichen – das ist das Ergebnis der deutschen und der sowjetischen Okkupation. Nach dem Einmarsch der deutschen Armee wurde das Potential der litauischen Wirtschaft den deutschen Kriegszwecken unterstellt, es wurden Tausende von litauischen Bürgern, vor allem Juden, ermordet, in KZs gesteckt, viele junge Leute wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. Ähnlich handelte dann auch der andere Okkupant, die Sowjetunion, nur der Schaden war noch größer durch die Verban-

Litauen – nicht 50, sondern 2 Jahre nach dem Krieg . . .

Dr. Jonas Kilius, Wilna/Vilnius

1962 Abschluß des Studiums an der Universität Wilna, seit dem dort Lektor für Deutsch, 1973 Promotion über ein sprachwissenschaftliches Thema, seit 15 Jahren Leiter des Lehrstuhls für Deutsch; Tätigkeit als Übersetzer (8 Bücher aus dem Deutschen ins Litauische, darunter Georg Forsters „Briefe aus Vilnius“); in der Wendezeit Berater des Auswärtigen Ausschusses des litauischen Parlaments sowie Dolmetscher bei Treffen litauischer und deutscher Politiker; seit 1992 auch Vorsitzender der Litauisch-Deutschen Gesellschaft, deren Ziel es ist, litauisch-deutsche Kontakte zu fördern und zur besseren Verständigung beider Völker beizutragen.

Westeuropa feiert in diesem Jahr ein großes Jubiläum – 50 Jahre nach dem Ende des II. Weltkrieges, weil Deutschland am 8. Mai 1945 kapitulierte.

Litauen verhält sich zu diesem Jubiläum sehr skeptisch – man stellt die Frage: war der 8. Mai 1945 wirklich das Ende des Weltkrieges? Wann endete denn der Krieg für uns? Erinnern wir uns an die Tatsachen der Geschichte: das unabhängige Litauen wurde gemäß dem Hitler-Stalin-Pakt im Juni 1940 von der Roten Armee besetzt. Ein Jahr später besetzte die deutschen Hitlerarmee Litauen. Im Jahre 1944 kehrte dann die sowjetische Armee wieder nach Litauen zurück und blieb bei uns bis 1993. In dieser Zeit waren die baltischen Länder wohl als einzige von der Landkarte Europas verschwunden, erst jetzt sind wir darauf wieder als unabhängige Staaten verzeichnet.

Wann endete also für uns der II. Weltkrieg? Viele Litauer behaupten: der Krieg endete für uns nicht 1945, als wir von einer Okkupation in eine andere gerieten, sondern 1993, als die russische Armee unser Territorium endlich verließ. Für uns ist es also das zweite Jahr nach dem Ende des Krieges...

Eine solche Behauptung ist für viele schockierend, aber die jetzige Lage in Litauen erinnert wirklich in vieler Hinsicht an eine

Nachkriegszeit. Vieles erklärt eine einzige Ziffer – die Produktion der Industrie ist in den letzten Jahren etwa um 55% gefallen, d.h. die Reduzierung der Produktion ist eine der höchsten in Osteuropa. Warum ist also ohne Krieg eine Nachkriegssituation entstanden? Man kann es durch einen doppelten Umbruch erklären: erstens ist es der Übergang von Planwirtschaft zur freien Marktwirtschaft, verbunden mit dem Wechsel der Eigentumsverhältnisse (staatlich-privat) und zweitens die Änderung der Absatzmärkte, ihre Verlegung vom Osten nach dem Westen. Wenn man die jetzige Situation in Litauen mit der Situation in Westdeutschland nach dem Kriege vergleicht, muß man betonen, daß es Aspekte gibt, nach denen die deutsche Situation damals besser war: das Privateigentum war nicht abgeschafft, es war weitgehend klar, wem was gehört, wer für was verantwortlich ist. Obwohl die (Re)privatisierung in Litauen verhältnismäßig schnell und umfassend durchgeführt wird, entstehen sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande oft Konflik-

Wilna mit seinen Barockkirchen und dem Universitätshof.



nung von Tausenden von Familien nach Sibirien zur Zwangsarbeit. Heute können wir wegen des Zerfalls der Wirtschaft kaum auf eine Kriegsentschädigung aus Rußland hoffen. Aber der Standpunkt der deutschen Regierung gegenüber Litauen in diesem Falle ist für uns unverständlich: Deutschland hat große Summen an Kriegs- und Naziopfer ausgezahlt und zahlt auch jetzt noch, aber für litauische (baltische) Bürger weigert es sich zu zahlen. Um es zu veranschaulichen: wenn ein litauischer Bürger jüdischer Abstammung, der während des Krieges ins Ghetto oder ins KZ gesperrt war, in Litauen lebt, kriegt er keine Entschädigung. Wenn er aber aus Litauen nach Israel oder z. B. nach Polen emigriert, erhält er sie. Man sagt, Deutschland hat 1993 eine Milliarde Mark nach Moskau (auch Kiew und Minsk) für solche Zwecke überwiesen und litauische Bürger hätten die Möglichkeit, von dort aus Geld zu bekommen. Aber warum werden litauische Bürger durch Deutschland gezwungen, sich an einen Staat zu wenden, der uns 50 Jahre lang besetzt hatte? Ist es nicht eine Schikane der litauischen Bürger? In der letzten Zeit hört man, Deutschland sei bereit, ein Altersheim oder ein Krankenhaus für solche Menschen zu bauen. Das wäre eine völlige Verkenntung der litauischen Sitten und Bräuche, denn wir sind nicht gewohnt, alte Menschen aus den Familien auszustoßen und in Altersheime zu bringen.

Für die persönliche Entschädigung der litauischen Naziopfer, die noch am Leben sind, braucht Deutschland eine verhältnismäßig kleine Summe, da nur wenige solcher Menschen noch am Leben sind. Der Beitrag zum positiven Bild über Deutschland wäre aber groß.

Und wie ist es mit der Hilfe für die Sanierung der baltischen Wirtschaft? Man lese dazu charakteristische Überlegungen vom ehemaligen deutschen Bundeskanzler Helmut Schmidt über die baltischen Republiken: „Diese drei kleinen Republiken zählen zusammen weniger als 10 Millionen Menschen. Ihnen könnte man in der Tat, sofern sie die währungspolitische und finanzwirtschaftliche Grundlage geschaffen haben, wirksam durch westliche Kapitalzuführung helfen. Das sind relativ geringe Größenordnungen. Aber auch diese Kapitalzufuhr müßte finanziert werden. Wer von uns ist aber bereit, dafür zusätzliche Steuern auf sich zu nehmen, oder zusätzlich zu sparen? Und wie wollen wir es mit der Gerechtigkeit halten? Wieso Litauern, Esten und Letten helfen und dem mit beinahe 40 Millionen viermal so zahlreichen Volk der Polen nicht in gleichem Ausmaße? Unter deutschem Interesse ist die Gesundheit Polens, der Tschechoslowakei und wohl auch Ungarns vorrangig.“ (SZ 02.07.1992, S. 31).

Bezeichnenderweise fällt hier kein Wort von der Schuld des deutschen Volkes den baltischen Völkern gegenüber. Kein Wort von Schuld oder Reue findet man auch in der Erklärung des jetzigen Bundeskanzlers Helmut Kohl bei der Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zu den



„Tragödie der Zwangsumsiedlungen“

Ausschnitt aus der Rede des polnischen Außenministers Wladyslaw Bartoszewski am 28. April 1995 vor Bundestag und Bundesrat in Bonn

„Während des Krieges und nach seiner Beendigung mußten Millionen von Menschen ihre Heimat verlassen. Für viele Polen waren dies die Gebiete jenseits des Bug und für viele Deutsche östlich von Oder und Neiße. Diese beiden Gruppen von Menschen konnten nicht miteinander reden, und wenn es dazu gekommen wäre, so hätten sich beide Völker beträchtlich früher verständigen und verste-

hen können. Aber die polnischen Aussiedler aus dem Osten konnten in diesen Fragen nicht einmal einen Monolog führen. Und wenn sie sich in den polnischen Westgebieten ansiedelten, so kamen sie nicht als Sieger dahin, sondern sie betrachteten sich als Opfer des Krieges, den sie niemals gewollt und dessen Ausbruch sie nicht verschuldet hatten. Der Umbruch von 1989 schaffte Möglichkeiten für eine offene politische Diskussion. Da man nun über das Schicksal der Aussiedler aus Wilna und Lemberg sprechen darf, ist es auch leichter, die menschliche Dimension des Dramas der Aussiedlungen aus Breslau oder Stettin zu erblicken. Die rechtlich-politische Regelung des Problems der Vereinigung Deutschlands und seiner Grenzen bewirkte, daß heute ein Gespräch über die „verlorene Heimat“ keinerlei Befürchtungen um die Friedensordnung in Europa hervorrufen muß.

Polen hat seine Souveränität wiedererlangt. Es gelang auch zu seiner geistigen Souveränität. Ihr Maß ist das Gefühl der moralischen Verantwortung für die ganze Geschichte, in der es – wie immer – helle und dunkle Seiten gibt. Als Volk, das vom Krieg besonders heimgesucht wurde, haben wir die Tragödie der Zwangsumsiedlungen kennengelernt sowie die damit verbundenen Gewalttaten und Verbrechen. Wir erinnern uns daran, daß davon auch unzählige Menschen der deutschen Bevölkerung betroffen waren und daß zu den Tätern auch Polen gehörten.

Ich möchte es offen aussprechen, wir beklagen das individuelle Schicksal und die Leiden von unschuldigen Deutschen, die von den Kriegsfolgen betroffen wurden und ihre Heimat verloren haben.“

baltischen Staaten (s. Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung Nr. 90 vom 30.08.91, S.721). Anders ist es wohl auch nicht zu erwarten: die jetzige Lage ist nur eine mittelbare Folge des Hitler-Stalin-Paktes, der u. E. hinsichtlich des Baltikums auf der Potsdamer Konferenz 1945 erneuert und bekräftigt wurde – diesmal von den USA, England und Frankreich. Fast alle Großmächte der Welt haben sich also an der Begrabung unserer Freiheit und Selbständigkeit beteiligt – was für Litauen nicht nur die Zerstörung des Wirtschaftssystems, sondern auch den Verlust der Bevölkerung um fast ein Drittel brachte – man will es jetzt aber oft vergessen oder nicht zugeben. Um nicht helfen zu müssen?

Wir selbst können es aber nicht vergessen, was die Verschwörungen der Großmächte für die kleinen Völker gebracht haben, vielleicht sind deshalb die baltischen Völker so sensibel, wenn man von der großen Liebe der Großmächte zueinander (z. B. USA-Rußland, Deutschland-Rußland) hört, weil man erneut die Aufteilung der Welt in Einflußzonen befürchtet. Vor kurzem entstand in der litauischen Presse große Aufregung, als man von der Erklärung eines Ausschusses des USA-Senats hörte, wonach das Bal-

tikum der russischen Einflußzone zuzurechnen sei. Und auch die Erklärung des deutschen Außenministers zum Krieg in Tschetschenien, daß dies eine innere Angelegenheit Rußlands sei, empfinden viele in Litauen als eine unverzeihliche Verkenntung der alten imperialistischen Bestrebungen Rußlands.

Es mehren sich aber Stimmen auch im Westen, daß man die baltischen Länder nicht mehr im Stich lassen und sie schneller in westliche Strukturen einbinden soll. Man vergleiche in diesem Sinne den klaren Standpunkt von Gerd Walter in der Zeitschrift „Mare Baltikum“ 1994, S. 13: „Aber muß man nicht auch Moskauer Großmacht-Phantasien entgegenwirken? Mindestens eine deutliche Sprache ist nötig: Eine Aggression gegen die Baltischen Republiken wäre eine Aggression gegen ganz Europa. Wir haben schon einmal die Existenz der baltischen Völker verschweigen helfen. Das darf nicht noch einmal geschehen.“

Litauen ist schon in viele westliche Strukturen aufgenommen worden: es ist Mitglied der UNO, des Europarates, in diesen Tagen wird es zum assoziierten Mitglied der EU, was einen großen Schritt zur vollen Mitgliedschaft bedeutet. Litauen beteiligt sich

am Programm „Partnership for Peace“ und hat den Wunsch geäußert, Mitglied der NATO zu werden. Die Einbindung in westliche Strukturen unterstützen alle litauischen Parteien und das entspricht der alt-hergebrachten Orientierung des litauischen Volkes nach Westeuropa. Das Land setzt auf die Integration in die westlichen Sicherheitsstrukturen, um die erworbene Freiheit für eine lange Zeit zu sichern. Noch mehr als der Westen sind wir an der demokratischen Entwicklung in Rußland interessiert, da sich dann auch die Rolle Litauens als Vermittler zwischen Ost und West noch vergrößern könnte.

Durch Programme der EU kommt schon jetzt eine große finanzielle und organisatorische Hilfe nach Litauen. Entscheidend für die Gesundung der litauischen Wirtschaft werden aber wohl westliche privatwirtschaftliche Investitionen sein, die leider bis-

her nur zögernd – insbesondere aus Deutschland – nach Litauen kommen. Dafür gibt es wohl verschiedene Gründe, im Falle Deutschland sicher auch die Notwendigkeit, die eigene Wirtschaft in den neuen Bundesländern zu sanieren. Dennoch kann man sagen, daß sich schon sehr viele deutsche Firmen in Litauen etabliert haben, doch haben sie bisher wenig Kapital mitgebracht. Zu unserer Verwunderung suchen sie vor allem nach Absatzmärkten für ihre Waren und nicht nach günstigen Einsatzmöglichkeiten von Investitionen.

Auch muß man anmerken, daß die erste Welle deutscher Unternehmer, die gleich nach der Wende zu uns kamen, uns auch enttäuscht und sogar dem guten Bild des Deutschen in Litauen geschadet hat, weil darunter auch viele Schwindler und Betrüger waren, die hier schnell zum großen Geld kommen wollten. Die Litauer sind oft „rein-

gefallen“, weil sie aus der Vorkriegszeit von den Deutschen ein sehr gutes Bild als ehrliche und fleißige Menschen hatten. Jetzt vertraut man mehr den Vertretern der kleinen Völker, insbesondere den Skandinaviern.

Der Grund dafür, daß westliche privatwirtschaftliche Investitionen nur zögernd nach Litauen kommen, liegt wohl auch im Mangel an objektiver Information über Litauen in verschiedener Hinsicht, d.h. über die politische, wirtschaftliche, rechtliche und einfach alltäglich-menschliche Situation in Litauen.

Von der innenpolitischen Situation kann man sagen, daß sie stabil ist. Es gibt wohl Gegensätze unter den Parteien, aber es gibt keine Partei oder Strömung, die die demokratischen Prinzipien nicht anerkennt. Die kommunistische Partei ist verboten, ihre früheren Leiter sitzen im Gefängnis und warten auf den Gerichtsprozeß. Die ganze Gesellschaft hält die Abkehr von der kommunistischen Ideologie als unumkehrbar. Litauen hat im Prinzip keine Probleme mit den nationalen Minderheiten. Sogar die Familien der russischen Offiziere haben das Recht bekommen, die litauische Staatsangehörigkeit anzunehmen.

Die größte Sorge bereitet uns z. Zt. die Wirtschaft, aber auch hier kann man schon bestimmte Erfolge verzeichnen. Die litauische Währung ist stabil und das gibt gute Hoffnungen für die Zukunft. Die wirtschaftliche Situation ist zwar schwierig, aber es funktionieren schon marktwirtschaftliche Strukturen. Landwirtschaft und Energiewirtschaft werden zwar noch vom Staat subventioniert, aber es gibt keine Planwirtschaft mehr. Die (Re)privatisierung ist weiter als in anderen osteuropäischen Staaten vorangeschritten. Nur einige große Betriebe sind noch staatlich, aber man versucht, auch diese zu privatisieren. Viele davon werden auch zum Kauf für westliche Investoren angeboten, insbesondere elektronische, elektrotechnische und chemische Betriebe. Die leichte Industrie – vor allem die Textilindustrie – ist schon „über den Berg“ und liefert ihre Produktion in großem Maße in den Westen – leider jedoch verhältnismäßig billig. Überhaupt sind die Bedingungen für westliche Investoren sehr günstig, da die Arbeitskräfte – obwohl hoch qualifiziert – sehr billige sind. Besonders in der letzten Zeit bemüht sich das Parlament, günstigere gesetzliche Grundlagen für Investoren zu schaffen.

Im alltäglichen Leben sind die Veränderungen in den letzten Jahren sehr groß. Die Lebensmittelgeschäfte sind überfüllt mit ausländischen (meistens deutschen und polnischen) und litauischen Lebensmitteln – für Ausländer ist es in Litauen überhaupt kein Problem, gute Lebensmittel zu kaufen, oder in einer Gaststätte gut und billig zu essen. (Komplizierter ist es für Litauer, weil die Löhne niedrig sind.) Wenn man Geld hat, ist es auch kein Problem, eine Wohnung nach westlichem Standard einzurichten – es gibt dafür genügend Geschäfte und Firmen. Tankstellen schießen wie Pilze aus dem Boden, sowohl von westlichen als auch von



„Ein Tor in die Zukunft“

Ausschnitt aus der Ansprache des Bundespräsidenten Roman Herzog am 8. Mai 1995 beim Staatsakt in Berlin

„Es ist – zumal in Deutschland – in den vergangenen Wochen leidenschaftlich darüber gestritten worden, ob der 8. Mai 1945 für die Deutschen ein Tag der Niederlage oder ein Tag der Befreiung gewesen sei. Diese Frage ist schon deshalb nicht sehr fruchtbar, weil sie den verschiedenen Erfahrungen verschiedener Menschen nicht ausreichend Raum gibt und das, obwohl meine Vorgänger Theodor Heuss und Richard von Weizsäcker dazu schon Richtungsweisendes, ja Abschließendes gesagt haben. Als Angehöriger einer jüngeren Generation, die den 8. Mai 1945 entweder überhaupt nicht bewußt oder – wie ich – jedenfalls nur im Kindesalter erlebt haben, möchte ich aber sagen, daß ich ihn – wenn auch nachträglich – vor allem als einen Tag begreife, an dem ein Tor in die Zukunft aufgestoßen wurde. Nach ungeheuren Opfern und unter ungeheuren Opfern. Aber doch ein Tor in die Zukunft.“

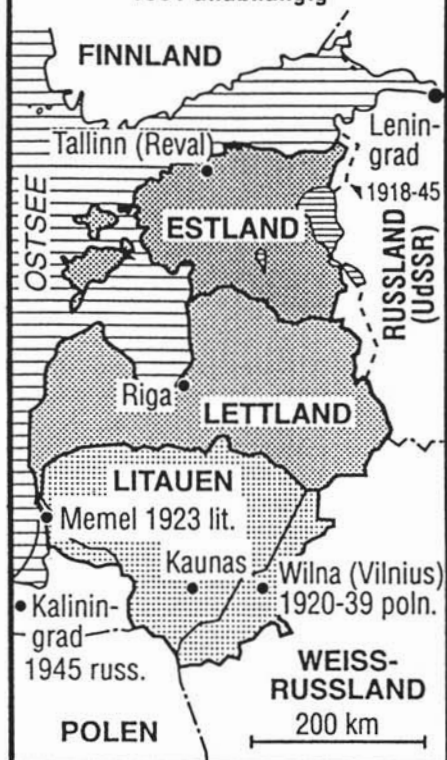
Die dieses Tor – in allen Völkern – aufgestoßen haben und von deren Opfern, deren Mühen und deren Weisheit wir heute profitieren, sind zum Teil längst dahingegangen, zum Teil leben sie als alte Leute unter uns. Ich will sie nicht noch einmal alle aufzählen: die Überlebenden der KZ's, die die Kraft zum Verzeihen gefunden haben, die Soldaten, die sich über die Gräber hinweg die Hände gereicht haben, und vor allem die Millionen, die in allen Ländern Europas schweigend und beharrlich an den Wiederaufbau gegangen sind und ihn geschafft haben. Alle, die danach kamen, stehen eigentlich nur auf ihren Schultern. Ein besonderes Wort möchte ich im Gedanken an die Menschen im östlichen Teil Mitteleuropas und in Osteuropa sagen. Mehr als die anderen haben sie unter dem Zweiten Weltkrieg und den Taten des nationalsozialistischen Deutschlands gelitten. Länger als die Westeuropäer und die Westdeutschen, ja selbst als die Ostdeutschen leiden sie unter den politischen Verschiebungen, die der Krieg im Gefolge hatte. Bis heute sind die Narben nicht verheilt. Wir sind ihnen noch viel schuldig.

Wenn es richtig ist, daß Westeuropa seit 1945 zu einer Insel des Friedens, der Freiheit und des Wohlstandes geworden ist, so ist es auch seine Pflicht, anderen dabei zu helfen, daß sie in den Genuß vergleichbarer Entwicklungen gelangen. Trotz des 8. Mai 1945 leben wir in einer Welt, in der Krieg und Gewalt, Hunger und Not immer noch ihre Rolle spielen. Die Insel muß größer werden, Stück für Stück und Land für Land. Nur wenn unsere Generation, wenn wir Europäer das schaffen, sind wir dessen würdig, was uns nach dem 8. Mai 1945 geschenkt wurde und was unsere Väter in einem Meer von Trümmern und über Strömen von Blut geschaffen haben.

Daß sich Probleme und Hindernisse vor uns türmen, darf uns nicht entmutigen. Daß wir den vollen Erfolg nicht erleben werden, darf uns nicht lähmen. Wir wären der Chance, die der 8. Mai 1945 für uns alle bedeutet, nicht würdig, wenn wir an dieser Vision verzweifeln wollten.“

Die baltischen Republiken

1918 unabhängig, 1940 sowjetisch,
1991 unabhängig



litauischen Firmen. Das Straßenbild ändert sich stark, da sehr viele neue Geschäfte eingerichtet werden. Auch die Telefonverbindung mit dem Westen ist einwandfrei geworden. Eine große Sorge macht uns die Verbreitung der Kriminalität, die in der Umbruchperiode um sich gegriffen hat. Das Parlament hat jedoch strenge Gesetze gegen das Verbrechen angenommen, die schon positive Ergebnisse bringen und Hoffnung geben, die Kriminalität zu bändigen.

Um die nationale Identität zu bewahren, haben wir in den Jahren des Kommunismus besondere Aufmerksamkeit der Pflege der nationalen Kultur gewidmet. Jetzt, da wir die Möglichkeit haben, unsere Kultur auch im Westen zu präsentieren, stellt sich heraus, daß wir in unserer Abgeschlossenheit und Geschlossenheit vieles bewahrt haben, was andere Völker schon verloren haben. Die Erfolge litauischer Künstler im westlichen Ausland sind eindrucksvoll und für uns nicht nur erfreulich, sondern auch etwas überraschend.

Außenpolitisch gesehen, steht Litauen so gut da, wie nie zuvor: mit keinem Land haben wir territoriale Probleme, die Integration aller drei baltischen Staaten schreitet voran, wenn auch etwas langsamer, als wir es uns vorgestellt haben. Als größter Erfolg auf der außenpolitischen Ebene wird der unterzeichnete Vertrag mit Polen betrachtet, der hoffentlich einer langen geschichtlichen Konfrontation zwischen dem polnischen und dem litauischen Volk ein Ende setzen wird.

Fünzig Jahre danach . . .

Jan Sokol, Prag

1936 geboren in Prag, durfte als gläubiger Katholik nicht studieren, zunächst Ausbildung im Handwerk als Goldschmied, später Abendstudium der Mathematik, seit 1964 in der Software-Entwicklung tätig, daneben als Übersetzer für deutsche Sprache, Mitarbeit an der neuen ökumenischen Bibelübersetzung ins Tschechische; Mitunterzeichner der „Charta 77“, danach Verfolgung – jedoch keine Inhaftierung; seit 1991 Dozent für Philosophie an der Prager Universität; 1990-1992 Vizevorsitzender des ersten Föderalen CSSR-Parlaments; intensiv in der deutsch-tschechischen Versöhnungsarbeit tätig; seit 1961 verheiratet mit der Tochter des Philosophen Patocka, 3 Kinder, 6 Enkel.

Die Menschen und Völker in Mitteleuropa haben in diesem Jahrhundert wohl zu viele Wenden erlebt. Schon deshalb ist für uns ein Jubiläum nicht bloß Gelegenheit zum feiern, sondern zugleich eine Aufforderung zum Nachdenken. Die beiden Weltkriege haben uns Tschechen (und ähnlich auch die Polen usw.) tiefer und tiefer von den Deutschen entfernt, ja verfeindet. Daran läßt sich heute kaum etwas ändern. Doch ist es äußerst lehrreich, das Verhalten der jeweiligen Sieger den Besiegten gegenüber zu vergleichen.

Nach 1918 sind die erschöpften Sieger der sonst begreiflichen Versuchung unterlegen, sich nun auf Kosten der Besiegten zu erholen und die Besiegten auf jeden Weise zu schwächen. Reparationen, die Ruhrbesatzung und die Inflation haben die verzweifelte Deutschen Hitler in die Hände getrieben. Die Folgen dieser kurzsichtigen Entscheidung der Siegermächte waren katastrophal und haben sich binnen 20 Jahren

schrecklich gerächt – direkt an den Urhebern. Deshalb sind wenigstens die westlichen Sieger 1945 einen anderen Weg gegangen: die Besiegten dürfen nicht erniedrigt und zur Verzweiflung getrieben werden, sondern man muß ihnen helfen. Und zwar im eigenen Interesse.

Im Osten, wo auch die Schäden und die Erschöpfung 1945 viel gravierender waren, hat man, leider Gottes, den alten Weg der Erniedrigung und Rache gewählt. Auch die damalige Tschechoslowakei konnte der Versuchung nicht widerstehen, die sich anbietende Gelegenheit bis zum äußersten zu ergreifen. Mit ähnlich verheerenden Folgen: sie wurde damit den Sowjets und Stalin nicht nur ausgeliefert, sondern sogar verpflichtet. Der Weg von 1945 hat zur kommunistischen Machtergreifung 1948 geführt, zur Teilung Europas, die noch vor 10 Jahren manchen Leuten als eine ewige, oder mindestens eine dauerhafte erschien.

Trotzdem ist der Kommunismus, wohl mit Hilfe geschickter Politik von außen, hauptsächlich aber durch den inneren Glaubwürdigkeitsverlust erodiert und endlich 1989 zusammengebrochen. Auf den ersten Blick gab es hierbei weder Sieger noch Besiegte. Doch sobald sich der Staub der fallenden Mauer niedergelegt hat, wurde bald jedem klar, daß die Lage diesseits des ehemaligen Vorhangs einer Nachkriegssituation ähnelt. Und zwar einer Lage der Besiegten: derjenigen, die von ihrer gewohnten – geliebten oder gehaßten – Staatsform Abschied nehmen müssen und nach einer anderen streben.

Lassen sich auch noch weitere Parallelen ziehen? Aus meiner persönlichen Sicht eindeutig ja. Denn im täglichen Leben einfacher Leute ist ja eine Wende fast immer auch eine Niederlage: eine Verunsicherung, Veränderung dessen, worauf man sich für gewöhnlich stützt. So sind in der heutigen

Brennender sowjetischer Panzer mit aufgemaltem Hakenkreuz in der Prager Innenstadt einen Tag nach der Invasion, 1968.



Tschchei die Sowjets, besonders seit 1968, gar nicht beliebt gewesen. Und trotzdem waren sie ein Pfeiler der bestehenden Ordnung, ohne die man gar nicht leben kann. Mit großem Jubel haben wir sie nach Hause geschickt, und keiner hat sie beweint. Trotzdem hat sich etwas wesentliches verändert: wir sollen uns plötzlich um alles kümmern, auch um das, was früher die Sowjets entschieden.

Der Zusammenbruch im Osten hat die westlichen Nachbarn – wenigstens dem Osten gegenüber – in die Lage der Sieger gebracht. Nicht so sehr als Staaten, sondern eher als einzelne Bürger. Wenigstens in dem Sinne, daß auch sie vor einer Entscheidung stehen. Einerseits die starke Versuchung, die Gelegenheit auszunutzen – zur Selbstbehauptung, Rechthaberei, eventuell auch zum materiellen Gewinn. Ein Psychologe könnte vom Lustprinzip sprechen. Und andererseits die Vernunft und eigene Erfahrung. Beides trifft in besonderer Weise für die Vertriebenen mit ihren Erfahrungen zu. Was wird überhand nehmen?

Fünf Jahre nach dieser letzten Wende sind wir, Gott sei Dank, keine Fremden mehr.

Ganz besonders wir Christen, die wir doch mehr gemeinsames als trennendes haben. Sind wir in der Lage, sind wir fähig, ein friedliches Wort zu sagen? Können wir einen Beitrag leisten, damit der Weg in die europäische Zukunft der eine, wie nach 45 im Westen – und nicht der andere wird?

Falls wir uns zu so etwas fähig fühlen, sind, so scheint es mir, unsere Rollen geteilt. Wir im Osten müssen unsere Mitbürger überzeugen, daß 1945 nicht nur ein Sieg, unser Sieg war, sondern zugleich auch eine Niederlage: daß unsere Vorfahren damals auch Gewalt und Unrecht angerichtet haben, daß das ganze Unglück des Kommunismus nicht vom Himmel auf uns fiel, sondern daß wir es auch mitverschuldet haben.

Und Ihr, liebe Landsleute, Brüder und Schwestern im Westen, Ihr sollt vielleicht Eure Mitbürger davon überzeugen, daß dies nicht die Gelegenheit ist, die man zu allerlei Forderungen benutzen kann. Auch wenn diese berechtigt sind. Denn sonst werden wir beide eine andere Gelegenheit zum wirklichen Frieden verpassen, ähnlich, wie es unsere Väter 1938 und 1945 verpaßt haben.

nen. Auch ich bin dem verführerischen Reiz der Waffen erlegen und habe mit ihnen in den Jahren meiner Pubertät Männlichkeit demonstriert; die allgegenwärtige Brutalität hatte eine gewisse moralische Abstumpfung zur Folge, die über den Krieg hinaus nachwirkte; schließlich der Antriebsverfall, wie er für meine skeptische Generation typisch ist, die nach der Stunde „Null“ noch einmal die Schulbank drücken mußte und nun die einst nazistisch angehauchten Lehrer als „aufrechte Demokraten“ erlebte.

Dankbar bin ich, daß ich in jener Phase der Orientierungssuche im Glauben den nötigen Halt gefunden habe; mehr noch: er wurde mir zum eigentlichen Grund meines Lebens. Und er hat sich in allen Lebenskrisen als tragend erwiesen.

In den letzten Lebensjahren habe ich immer wieder mit dem Gedanken gespielt, was wohl aus mir geworden wäre, hätten wir den Krieg gewonnen. Für mich eine Schreckensvision: So sah ich mich in Uniform, die Waffe geschultert, irgendwo in den Weiten Sibiriens Wache stehen; eine zwar wenig angenehme, aber noch relativ harmlose Vorstellung. Sie verfinsterte sich weiter, indem mir zunehmend klar wurde, daß für mich die moralische Entscheidung unausweichlich geworden wäre, mich den Tätern oder den Opfern zuzuzählen. Je mehr ich über die Unfaßbarkeit des Holocaust nachdenke, um so deutlicher wird mir, daß der Nationalsozialismus seine Legitimierung aus der Vernichtung derer bezog, die – ihr Anders-sein behauptend – sich gegenüber dieser Weltanschauung absetzten. Jedenfalls sehe ich mich in Verfolgung dieses Gedankens einer Prüfung unterzogen, von der ich nicht weiß, ob und wie ich sie bestanden hätte. Seit dieser Einsicht bete ich die letzte Vaterunserbitte mit besonderer Intensität: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern...“

In Anbetracht solcher Alternativen scheue ich mich nicht, die erlittene Niederlage als Befreiung zu verstehen und auch dafür dankbar zu sein. Doch damit soll nicht das Leiden vergessen sein, das so viele im Sog

Meine Erinnerungen an das Kriegsende

*Dr. Theo Mechtenberg,
Bad Oeynhausen*

1928 in Essen geboren, nach dem Krieg Studium der katholischen Theologie, 1954-1971 als Priester in der DDR tätig, nach der Laisierung 7 Jahre Aufenthalt in Polen, dort Studium der Germanistik mit Doktorat; Tätigkeit als Publizist und Übersetzer, 1979 Rückkehr in die Bundesrepublik, bis 1992 Dozent am Gesamteuropäischen Studienwerk in Vlotho; nach Ausscheiden aus dem Berufsleben ehrenamtliche Tätigkeiten, u. a. als Vorstandsmitglied der Stiftung Kreisau; verheiratet mit einer gebürtigen Polin, 1 Tochter

50 Jahre, ein halbes Jahrhundert – eine lange Zeit für eine Rückerinnerung. Doch nicht nur die Zahl der Jahre trennen mich von dem damals 16jährigen Luftwaffenhelfer, der mit seiner Klasse das Risiko einging, Wochen vor Kriegsende durch freiwillige Meldung zur Waffen-SS die Entlassung von der Flak zu erreichen, um dann unterzutau- chen. Die Erinnerung an dieses durchaus gefährliche, doch Gott dank geglückte Abenteuer ist über die Jahrzehnte lebendig geblieben und es hat mich vor möglichem Heldentod oder Jahren der Gefangenschaft bewahrt.

Aber wie weit reicht die Erinnerung nicht nur zurück, sondern auch hinab – in die Tiefen des Unbewußten, des Vergessens, des Verdrängten? Bin ich noch der, der ich

damals war? Das erinnernde Ich ist ja nicht einfach dem erinnerten gleichzusetzen. So ist Skepsis gegenüber dem eigenen Erinnerungsvermögen angezeigt; Erinnerung unter Vorbehalt also.

Wenn ich heute an das Kriegsende zurückdenke, tue ich dies mit einem Gefühl tiefer Dankbarkeit. Nicht nur weil ich den Krieg überlebt habe, was selbst für einen aus dem Jahrgang 1928 keine Selbstverständlichkeit ist. Mir ist auch erspart worden, worunter andere bis heute leiden: Flucht und Vertreibung, der Verlust nächster Angehöriger, bestimmte Traumata aufgrund schwer zu bewältigender Erfahrungen. Nicht daß ich gänzlich heil aus dem Krieg heimgekehrt wäre – ganz ohne psychische Deformatio-

Gefangenschaft – Ein Major mit seinen „Soldaten“-Kindern im Alter von 13 bis 16 Jahren.



des Kriegsendes erlitten haben, nicht das Unrecht gerechtfertigt werden, das mancher unschuldig erfahren hat.

Noch eine letzte Erinnerung sei genannt, die sich nicht nur in meinem Leben bewahrheitet hat, sondern von der ich mir wünsche, daß sie für das nun zu Ende gehende Jahrtausend ihre Aktualität beweist. Ihren Ansatzpunkt sehe ich rückblickend in jenen Wochen unmittelbar nach dem Krieg, als ich mit anderen verpflichtet wurde, brauchbare Steine aus den Trümmern meiner Heimatstadt aufzuschichten. Eine nicht nur körperlich mühevollen Arbeit, auch eine psychische Belastung, hatte ich doch damals angesichts der Trümmerlandschaft des westlichen Industriegebiets die Vorstellung, es würde Jahrzehnte dauern, ehe wieder aufgebaut war, was der Krieg zerstört hatte. In diese Situation erreichte mich eine Botschaft: *Wir heißen euch hoffen* – der Titel einer der ersten katholischen Jugendzeitschriften. Ein Wort, das mir geholfen hat, die Anfechtung der Resignation zu bestehen, das mich bis heute begleitet und geprägt hat. Mit diesem Wort habe ich die Erfahrung machen dürfen, daß jedes Ende den neuen Anfang in sich birgt – eine österliche Erfahrung.

Es scheint mir, daß wir ihrer in dem nun zu Ende gehenden Jahrtausend dringend bedürfen. Nicht nur, um für eine irrationale Endzeitstimmung gerüstet zu sein. Sondern um auf die Zeichen der Zeit entsprechend reagieren zu können. Es geht uns ein wenig wie dem „tollen Menschen“ bei Nietzsche, der am hellen Tag mit einer Laterne herumläuft und eine Botschaft verkündet, die – längst eingetreten – immer noch unterwegs ist. Haben wir begriffen, welche Herausforderung für uns im westlichen Europa der Zusammenbruch des Kommunismus im Osten unseres Kontinents bedeutet? Reicht es aus, die Überlegenheit unseres eigenen Systems bestätigt zu finden? Sind wir nicht auch in vielen Bereichen mit unserem Latein am Ende? Trübt uns nicht der trügerische Schein unserer Sicherheit und unseres Wohllebens den Blick dafür, daß wir in einer Endzeit leben? Daß wir dabei sind, uns um die Zukunft zu bringen, wenn wir auf dem Weg unseres Fortschrittsdenkens nicht innehalten und das Ende unserer Gestaltungsmöglichkeiten nicht ernsthafter nach den Chancen eines neuen Anfangs befragen?

Ich habe damals vor 50 Jahren im christlichen Glauben die Kraft zu einem Neuanfang gefunden. Eine ähnliche Erfahrung des Aufbruchs war für mich das II. Vatikanische Konzil. Und in diesem Zusammenhang sei auch an die deutsch-polnische Versöhnung erinnert, zu der der Briefwechsel der Bischöfe wesentliches beigetragen hat. In der Mitte der 60er Jahre wurde so die christliche Botschaft zu einem entscheidenden gesellschaftlichen Impuls. Ich träume davon, daß sich – die Zeichen unserer Zeit deutend – ein ähnlicher Impuls wiederholen müsse und sich in der Erfahrung des Endes der Durchbruch zu einem neuen Anfang ereigne.



Gemeinsamer Gottesdienst polnischer und deutscher Jugendlicher in Gemen.

„From a distance“

Ein Gedenkjahr aus jugendlicher Sicht

Adalbert Ordowski, Aachen

Geboren 1968, aufgewachsen in Krefeld und Soltau, studierte von 1988-1994 katholische Theologie in Bonn und Tübingen als Priesteramtskandidat des Bistums Aachen, z. Zt. absolviert er das pastorale Jahrespraktikum in einer Pfarrgemeinde; beide Eltern stammen aus Danzig, seit 1982 gehört er zur Adalbertus-Jugend, seit 1989 deren Sprecher; dank dieser Einbindung ergaben sich Begegnungen mit polnischen Jugendlichen sowohl in Deutschland als auch in Polen; durch ein Auslandsjahr in Kolumbien und ein 3monatiges Pflegepraktikum in Erfurt gewann er auch noch auf anderen Ebenen Einblicke in nationale und internationale Arbeit.

Fünzig Jahre liegen sie zurück die erschreckenden Ereignisse menschlichen Möglichen Menschenhasses und systematischer Massenvernichtung und – vertreibung. Fünzig Jahre ist sehr wenig für die Geschichte – für einen, der sie nicht erlebt hat, ist es unüberbrückbar viel.

Als ich vor einiger Zeit mit einem Jungen im Grundschulalter unterwegs war, kamen wir nebenbei auf Erfurt, Thüringen, Neue Bundesländer zu sprechen. „Du weißt doch sicher, was die DDR war?“, fragte ich ihn. Die Antwort war nur unwissendes Kopfschütteln, und mir fehlten die Worte, um das Phänomen der Mauer, mit der ich aufgewachsen war, zu erklären. Die friedliche Revolution, der für unmöglich gehaltene Zusammenbruch eines Blocks, war an seinem Kleinkinddasein spurlos vorbeigegangen. Fünf Jahre ist es her – ein historisches Nichts. Doch der Junge wird nur aus trockenen Geschichtsbüchern davon erfahren.

Vielleicht nicht ganz. Es gibt Menschen, Zeitzeugen, die uns Geschichte erschließen. Die Erzählungen unserer Eltern und Großeltern lassen Facetten davon erkennen, was Krieg, Vernichtung, Vertreibung für sie geheißen hat – Facetten wie Gucklöcher in eine ansonsten verschlossene Landschaft. Doch nicht allein die Zeugnisse noch Le-

bender erreichen uns; dank der Schreib- und Lesekunst auch die Verstorbener, Ermordeter, Über-Lebender. Die Schriften von Dietrich Bonhoeffer und James Graf von Moltke, von Edith Stein und Elie Wiesel lassen hinabblicken in den Abgrund des Todes, in die menschenmögliche Grausamkeit.

Und doch bleiben es für uns Nachgeborene Bilder der Vergangenheit, ein Eintauchen wie in einen Kinofilm – man verläßt das Kino, man schlägt das Buch zu und fragt: Nun, was folgt für mich daraus? Was kann ich denn lernen aus einer Geschichte, die nicht die Meine ist?

Bei allem Interesse läßt sich die Distanz nicht überwinden – und eigentlich will sie auch niemand gänzlich überwinden, um nicht unterzugehen im Entsetzen vor dem menschlichen Vernichtungswahn. Aus anderer Perspektive nämlich erscheint die Distanz als Freiheit: Für uns junge Menschen trägt der Osten nicht mehr den nostalgischen Titel „Heimat“; wir können uns unbefangen begegnen mit polnischen Jugendlichen, und sie mit uns; wir können schwindelfrei hinabblicken in die Abgründe jener Zeit ohne den Sog der eigenen leidvollen Lebensgeschichte. Diese Freiheit kann neue Wege eröffnen in einem Licht, das die Schatten auflöst, die für andere nicht zu überspringen waren.

Freilich gilt es dabei, die Herausforderungen der Geschichte nicht zu ignorieren in einem oberflächlichen „Wir haben ja nichts gegeneinander“. Wenn auch unmerklich, wirken auch in uns die Spuren der Geschichte nach. Es bedarf vielleicht nur geringer Anlässe, um unbewußte Vorurteile, verdrängte Traumata und unvergessene Reminiszenzen zu neuem, tobringendem Leben zu erwecken; schlimmstenfalls mit Folgen wie in Jugoslawien.

Aber noch einmal: Trotz allem nötigen Interesse an der Geschichte geht unser – hoffentlich gemeinsamer – Blick in die Zukunft. Immer wieder haben sich junge Menschen das Recht und die Chance ihrer Freiheit genommen, um die vermeintlichen Erbschaften der Alten aus dem Trümmerfeld des Krieges in Frage zu stellen. Wohlstand, Sicherheit und ungebremster Fortschritt waren ihnen weniger wichtig als

Freiheit, Glück und selbstbestimmte Gemeinschaft, weil sie Entbehrungen und Nöte aus ihrer Kindheit nicht kannten. So hat die nachgeborene Generation tatsächlich in den Studentenunruhen von 68, in der Friedensbewegung von 81, in der friedlichen Revolution von 89 ihre Ungebundenheit genutzt, um für ihre Werte zu demonstrieren. Gewiß nicht unwidersprochen, aber stets mit dem Anspruch aus der Generation (ihrer Eltern) zu lernen.

Und heute? Heute sind diese Bewegungen selbst schon Geschichte. Freiheit scheint zu Beliebigkeit und Desinteresse zu verkommen. Nach fünfzig Jahren wirken die Mahnmale der Geschichte nicht mehr – so will es scheinen. Man hat sich gut eingerichtet in der Gegenwart. Lediglich ein paar kritische Szenarien am Rande: Bosnien und Tschetschenien, Ozonloch und Klimakiller, aber in unseren nett eingerichteten Wohnzimmern merken wir ja nicht viel davon. Das alte Motto: „Von deutschem Boden darf nie wieder Krieg ausgehen!“ lockt kaum noch jemanden hinterm Fernseher hervor. „Fünfzig Jahre ist es doch gut gegangen. Es wird schon fünfzig weitere halten.“, ist bestenfalls der weitsichtige Kommentar. Und währenddessen schaut man den Waffenhändlern zu, die ja Arbeitsplätze schaffen, belächelt die Aufstände in Bananenrepubliken, die uns billige Früchte beschern, und bekämpft die Energiesteuer, weil sie ein paar Inselstaaten vor dem Untergang retten will.

Die Gedenkfeiern sind gefrorene Denkmal-Posen, wo die aktuelle Politik (nicht allein der Politiker) versagt, fromme Floskeln von gestern, wo auf andere Weise Überleben gefährdet ist, Kranzniederlegungen auf längst unkrautüberwucherten Gräbern. Gedächtnis ist Mahnung, auch noch nach einem halben Jahrhundert. Diese Feststellung ist vor allem auch Selbstkritik, Kritik einer verträumten Generation, die ihre Freiheit, die „Gnade der späten Geburt“ zu verspielen droht. Lassen wir uns also berühren von Erzählungen und Zeugnissen aus jener Zeit! Ihr aber, die Älteren, ihr habt als Zeitzeugen die Verantwortung, Euren Beitrag dazu zu leisten, daß „Erinnerung bewahren“ mehr heißt, als historische Tage zu zelebrieren.

Manchmal, wenn ich etwas von den großen Gestalten aus jener Zeit erfahre, vom „Kreisauer Kreis“ (wie jüngst in Essen-Werden), von Schindler, von der „Weißen Rose“, dann bin ich fast ein wenig neidisch auf sie, auf Mut und Widerstand, auf das Zeugnis, zu dem sich Menschen unter dem äußeren Druck haben herausfordern lassen. Doch eigentlich ist jede Form von Neid absurd angesichts des Elends und der Enge jener Zeit. Heute leben wir, Gott sei Dank, in Freiheit – und zugleich gibt es, weiß Gott, genug Herausforderungen. Ziehen wir nicht unseren Jägerzaun um unsere (schein)heile Gegenwart, um unsere (selbst)gerechte Nation, sonst wird er uns zum Balken vor dem Auge! Bewahren wir Erinnerung, lassen wir uns bewegen vom Schrecken ihrer Bilder! Dann können wir auch anfangen, Zukunft zu gestalten.

Haben wir nichts gelernt?

Gedanken zu einem „Jubiläum“

Monika Wienhold-Quecke, Laatzen

Jahrgang 1949, Studium in Münster und Marburg, Lehrerin in Nordrhein-Westfalen und Hessen, z. Zt. in Laatzen-Gleidigen (Landkreis Hannover), Fachberaterin für katholischen Religionsunterricht beim Schulaufsichtsamt, wohnhaft in Laatzen, verheiratet, 2 Töchter; seit dem 20. Gementreffen regelmäßige Teilnehmerin, 1968/69 und 1971-79 Sprecherin der Adalbertus-Jugend, Bundesvorsitzende der Aktion West-Ost im BDKJ, Mitglied des Adalbertus-Werkes, Mitarbeiterin im Arbeitskreis und im Gemeinusschuß.

„Ich, Johannes, sah eine große Schar aus allen Nationen und Stimmen, Völkern und Sprachen...“ (Offb 7,9). So beginnt die zweite Lesung des vierten Sonntags nach Ostern, die ich heute in meiner Gemeinde vorgelesen habe. Schade, daß der Pfarrer den Text nicht in seiner Predigt aufgegriffen hat, es hätte gut zum 8. Mai gepaßt. Und ich merke, daß mich solch eine Vision vom friedlichen Miteinander aller Menschen schon lange begleitet, beginnend mit Martin Luther Kings „I have a dream...“

Rückblende: Geboren bin ich nach dem Krieg im Münsterland, aber Danzig ist mir gegenwärtig durch die Erzählungen meiner Mutter. Sie bedauert die Vertreibung aus ihrer Heimatstadt, jammert aber nicht, sondern richtet sich in der neuen Umgebung ein. Auf unserer kindliche Fragen nach dem Warum erklärt sie: Deutschland hat den Krieg verloren, da haben die Polen uns vertrieben.

Die Geschichtslehrer meiner Schulzeit haben diese Geschehnisse selber wohl noch nicht verarbeitet und können nicht darüber berichten, Geschichtsunterricht endet immer mit der Französischen Revolution. Erste Berührungen mit der NS-Zeit sind dann der Film „Das Tagebuch der Anne Frank“

im Rahmen der Jugendarbeit meiner Gemeinde und Veranstaltungen bei der Danziger katholischen Jugend.

Je mehr ich dann durch Bücher, Vorträge u.ä. über den Nationalsozialismus erfahre, desto deutlicher wird mir die Manipulierbarkeit des Menschen durch die einfache Formel: Wir Deutschen sind mehr wert als die Anderen. (Auch ohne Hoffmann von Fallersleben solche Absichten zu unterstellen, kann ich doch unsere Nationalhymne nicht unbefangen mitsingen.) Und diese Einteilung der Welt in „Wir“ und „die Anderen“ ist für mich das bleibende Problem in Deutschland.

Es geht mir nicht darum, die fundamentalen Unterschiede zwischen unserem demokratischen rechtstaatlichen System heute und dem Faschismus im Deutschland der NS-Zeit zu verleugnen. Aber ich frage mich, wieso es immer noch so ist, daß das/der „Andere“ bzw. „Fremde“ nicht als etwas Bereicherndes, sondern nur als bedrohlich gesehen wird. Aus der Erfahrung des Dritten Reiches heraus formulierten die Mütter und Väter des Grundgesetzes ein Recht auf Asyl. In dem Moment, wo Menschen in größerer Zahl davon Gebrauch machen wollen, gehen wir den Demagogen auf den Leim, die von „Asylantenschwemme“ fasseln und schränken die Möglichkeiten für Verfolgte soweit ein, daß wir faktisch kaum noch Flüchtlinge aufnehmen. Es reicht m.E. nicht aus, Brandanschläge auf Flüchtlingsunterkünfte und Synagogen zu verurteilen. Schon wer die Zahl der Asylbewerber als Bedrohung für das deutsche Gemeinwesen hinstellt, um damit in Wahlkampfzeiten Punkte zu machen, bereitet stimmungsmäßig den Boden für rechte Kriminelle vor. Warum, so frage ich mich, gelingt es nicht, daß die „multikulturelle Gesellschaft“ als erstrebenswertes Ziel erachtet wird? In christlicher Perspektive dürften ethnische Herkunft doch keine Kriterien mehr darstellen (siehe die eingangs zitierte Perikope aus der Offenbarung, die Jesaja-Vision der Völkerwallfahrt nach Zion oder die Paulus-Ausführungen über die Gleichheit aller Getauften). Merken wir doch gerade aktuell sehr deutlich, welche Gefahren es bergen

Vertreibung heute in Bosnien-Herzegowina.



kann, wenn eine allzu starke Identifikation zwischen religiösen und ethnischen Vorstellungen erfolgt, z. B. im Fall der serbisch-orthodoxen Kirche. Und im übrigen denke ich, daß der Reiz der Stadt Danzig auch einen wesentlichen Grund in ihrer „multi-kulturellen“ Geschichte hat.

(Danzig, das „Erbe“ meiner Eltern, bringt mich dann zur Beschäftigung mit ganz Polen. Daraus ergeben sich im Laufe der Zeit einige Freundschaften bis hin zu einem Warschauer Patenkind. Und es ist spannend teilzuhaben an den Hoffnungen und Anstrengungen dieser Menschen hinsichtlich eines demokratischen Polens. Aus der Beschäftigung mit der Geschichte des deutsch-polnischen Verhältnisses erwächst meine Sympathie und mein Mittun in der Friedensbewegung.)

Eine ganz andere Frage ist für mich, wieso auch 50 Jahre nach dem Krieg das Militärische noch einen so großen Reiz auf viele Menschen ausübt. Auch heute wird in vielen Familien noch so getan, als sei die Zeit der Wehrpflichtableistung ein der charakterlichen Weiterbildung des jungen Mannes unbedingt förderlicher Abschnitt. Ich finde es gut, daß in jüngster Zeit anscheinend wieder intensiver über den Zusammenhang von Faschismus und Militarismus diskutiert wird, etwa wenn über den Mythos der „guten“ Wehrmacht gegenüber den „bösen“ Nazis nachgedacht wird. Meine Frage aber geht weiter. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Welches Bild von Deutschland wollen wir eigentlich vermitteln, wenn wir einen ausländischen Staatsgast mit einer Abordnung der Bundeswehr begrüßen? Eine Abordnung Zivildienstleistender, die ihren Dienst bei Schwerpflegebedürftigen verrichten, fände ich für die Selbstdarstellung Deutschlands als viel angemessener.

In diesem Zusammenhang finde ich es sehr besorglich, daß Gewalt als Mittel zur Konfliktlösung immer „salonfähiger“ wird. Ob dies die Darstellung in vielen TV-Kanälen betrifft, ob ich mir das Verhalten vieler Kinder, auch schon in der Grundschule, ansehe, ob ich mir politische Debatten um die Lösung weltweiter Konfliktherde anschau – ich habe den Eindruck, daß in vielen Fällen überhaupt keine Phantasie mehr darauf verwandt wird, wie entstandene Gegensätze ohne Einsatz physischer Gewalt überwunden werden können.

Das oben Beschriebene soll nun nicht heißen, daß ich in nächster Zeit eine neue „braune“ Diktatur befürchte. Nur denke ich, daß wir bisher zu wenig aus unseren Erkenntnissen über die Entstehung der NS-Diktatur gemacht haben. Der Abscheu über Auschwitz ist ein Allgemeinplatz in diesen Tagen um den 8. Mai herum und wird natürlich auch von keinem vernünftigen Menschen angezweifelt. Trotzdem habe ich den Eindruck, daß wir in weiten Teilen unserer Bevölkerung immer noch relativ hilflos dieser Zeit gegenüberstehen, wo „1933 ganz viele braune Männchen aus der Erde kamen und 1945 wieder verschwanden“, wie es ein Kabarettist einmal formuliert hat. Und dies kann ja wohl nicht genug sein.

Erklärung

der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenen-Organisationen (AKVO) aus Anlaß des Endes des Zweiten Weltkrieges und des Beginns der Vertreibung der Deutschen vor fünfzig Jahren:

Wir, die in der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen (AKVO) zusammengeschlossenen Verbände, rufen alle Menschen auf, sich im Geiste der Wahrhaftigkeit und der Verständigung mit den schrecklichen Ereignissen vor fünfzig Jahren erneut intensiv auseinanderzusetzen. Wenngleich Sieger und Besiegte, Vertrieber und Vertriebene diese Ereignisse unterschiedlich erlebten und ihre Lebenserfahrungen seit 1945 teilweise völlig verschieden waren, so haben doch alle Menschen die Verpflichtung, die Lehren daraus zu ziehen, sich uneingeschränkt zu den Menschenrechten, zu Demokratie und Freiheit, zu dem Lebensrecht aller Völker und Volksgruppen zu bekennen und sich dafür in ihrem jeweiligen Lebenskreis aktiv einzusetzen. Unsere eigene Erfahrung der Vertreibung und Entwurzelung verpflichtet uns Heimatvertriebenen dazu, gegen jede Form von Vertreibung immer und überall einzutreten.

Als Christen fragen wir nach dem verborgenen Sinn dieser schrecklichen Ereignisse und nach deren Einordnung in den Verlauf der Geschichte, deren Mittelpunkt der Heilstod Christi ist. Jeder Christ ist aufgerufen, in den Umwälzungen des Jahres 1945, in den Veränderungen bis zum Jahre 1989/90 und danach die Spuren Gottes zu suchen.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges brachte nicht nur den von deutschen Armeen unterworfenen Völkern und den von NS-Schergen geknechteten Menschen in den Konzentrationslagern die Befreiung, sondern auch dem deutschen Volke selbst. Hierfür sind wir dankbar! Wir bitten um Vergebung für das Leid, das in deutschem Namen über Europa gebracht wurde!

Wir vergessen jedoch nicht und erinnern auch an das Leid und das Elend, das Deutsche durch Vertreibung, durch Zerstörung ihrer Lebensgrundlagen und durch Gefangenschaft ertragen mußten.

In Dankbarkeit denken wir daran, daß die Mehrzahl der Heimatvertriebenen im westlichen Teil Deutschlands durch ihre aktive Mitarbeit in Freiheit und steigendem Wohlstand leben durften, während ein Teil des deutschen Volkes – und damit ein Teil der Vertriebenen – ebenso wie die Vertreiberstaaten nach

dem Kriege unter kommunistischer Unterdrückung in politischer Unfreiheit und wirtschaftlichem Mangel leben mußte. Wir danken unseren Landsleuten, daß sie uns in schwieriger Situation aufgenommen und geholfen haben, in der Fremde eine neue Heimat zu finden!

Fünfzig Jahre nach Beginn der Vertreibung bekunden wir erneut die Überzeugung, daß die Wiederherstellung der früheren Verhältnisse in der alten Heimat nicht mehr möglich ist. Gerade deswegen betonen wir aber auch, daß die Herbeiführung des Rechtsfriedens, d. h. eines Zustandes, den beide Seiten als angemessen und gerecht empfinden, unausweichlich ist, wenn das Bemühen um Verständigung und Freundschaft mit den mittelost- und osteuropäischen Völkern gelingen soll. Zerstörerischer als der Raub materieller Güter erweisen sich heute die schweren seelischen Verletzungen, die die Vertreibung bei Vertriebenen, aber auch bei Vertreibern, verursacht hat. Alle Betroffenen müssen sich in Redlichkeit mit den Vertreibungsfolgen auseinander setzen. Beide Seiten müssen sich auf der Grundlage des Ringens um historische Wahrhaftigkeit zu ihrer jeweiligen – direkten oder indirekten – Mit-Verantwortung bekennen, einander das erlittene Unrecht vergeben und sich gemeinsam um Zeichen und Taten der Heilung bemühen. Dies wird von allen Betroffenen den Verzicht auf alte Vorstellungen und auch Opfer verlangen. Wir appellieren an die Vertreiberstaaten, den Heimatvertriebenen, die das Menschenrecht auf die Heimat durch Rückkehr in die alte Heimat wahrnehmen wollen, schon vor einem eventuellen Beitritt in die Europäische Union, die Möglichkeit der uneingeschränkten Niederlassung einzuräumen.

Die Entwicklung in Europa während der vergangenen Jahrzehnte hat gezeigt, daß der Frieden zwischen den Staaten und die Wohlfahrt der Bürger umso besser gewahrt werden, je intensiver sich die Staaten in einer freiheitlichen Gemeinschaft mit festen Institutionen – wie der Europäischen Union – zusammenschließen. Wir begrüßen das weitere Zusammenwachsen der Staaten in Europa im allgemeinen und die geplante Erweiterung und institutionelle Vertiefung der Europäischen Gemeinschaft im besonderen! Wir fordern alle Mitbürger auf mitzuwirken, daß sich die Europäische Union auf der Grundlage der Prinzipien der Subsidiarität, der Solidarität und des Regionalismus zu einer handlungsfähigen Föderation weiterentwickelt. Dieser Staatengemeinschaft sollen alle Staaten Mittel- und Osteuropas angehören können, die die EU-Kriterien erfüllen.

München, 2. 5. 1995

Zum 49. Gementreffen



Diesem *adalbertusforum* liegt die Einladung zum 49. Gementreffen bei, das vom 12. bis 17. Juli 1995 stattfindet und unter dem Leitwort steht:

1945-1995

ERINNERUNG BEWAHREN – ZUKUNFT GESTALTEN

Der Zusammenhang ist deutlich: Wie dieses Heft greift auch das kommende Gementreffen bewußt die große Thematik des Jahres 1995 in Deutschland und der Welt auf: das Gedenken an das Ende des 2. Weltkrieges vor 50 Jahren.

Man kann wohl sagen, daß eigentlich diese Thematik letztlich das Grundanliegen all unserer bisherigen 48 Gementreffen war: die permanente Auseinandersetzung mit diesem einschneidendsten Ereignis des 20. Jahrhunderts und seinen Folgen, sowohl für unser persönliches Leben, als auch für die Gemeinschaft unseres Volkes und der unserer Nachbarvölker – besonders der im Osten – und für ganz Europa. Dabei war nie wehmütiges Erinnern und Beharren in der Vergangenheit Triebfeder unserer Überlegungen, sondern – aus der Erfahrung dieses Ereignisses – das Bemühen um die Mitgestaltung einer Zukunft, in der Gleiches nicht wieder geschehen kann und darf.

Es ist uns dabei jedoch stets bewußt gewesen, daß Gestaltung der Zukunft nur dann gelingen kann, wenn zugleich die Verarbeitung der Vergangenheit in Wahrhaftigkeit, Offenheit und Freiheit möglich ist, und zwar für alle Betroffenen. Seit der Wende haben wir nun auf den Gementreffen in sich steigendem Maße erfahren dürfen, wie heilsam in diesem Zusammenhang der nun endlich mögliche Dialog zwischen Deutschen und Polen ist. In diesem Jahr wollen wir nun versuchen, auch das starke jüdische Element in unsere Überlegungen einzubeziehen, daß für die Geschichte und das Geschick der Stadt Danzig und ihrer Bewohner von großer Bedeutung ist.

Wir laden wieder sehr herzlich zur Teilnahme am Gementreffen ein, und zwar jeden, der an der Thematik des Treffens interessiert ist. Besonders würden wir uns freuen, wenn erneut viele Gäste aus Polen – insbesondere aus unserer alten Heimat – dabei wären.

So hoffen wir, daß auch die Gementage 1995 wieder geprägt sein werden von geistiger Arbeit, guten Gesprächen, viel Frohsinn und geschwisterlicher Begegnung zwischen den Generationen und den Teilnehmern aus verschiedenen Völkern. Beten wir gemeinsam um ein gutes Gelingen!

Zum Gedenken

Trauer um Georg Klein

Auf der Fahrt zum „Tag der Danziger“ nach Braunschweig erlag am 12. Mai 1995 Georg Klein, Pfarrer i.R. und Konsistorialrat der Diözese Berlin, einem Herzschlag. Er stand im 76. Lebensjahr und war einer der drei letzten, die noch in Danzig-Oliva von Bischof Dr. Splett zum Priester geweiht worden waren (die beiden anderen sind Pfarrer Goedeke und Pfarrer Nieberding). Am 5. März vorigen Jahres hatte er in Berlin-Adlershof sein Goldenes Priesterjubiläum begehen können, in Anwesenheit beider Berliner Bischöfe und einer großen Schar von Priestern und Gläubigen – darunter auch eine Reihe seiner Landsleute.

Nur wenige Danziger im Westen Deutschlands kennen Pfarrer Klein, da durch die jahrzehntelange Spaltung unseres Landes ihm Reisen zu uns erst ermöglicht wurden, seit er im Rentenalter war. Doch hatte er auch in den Jahren der Trennung sein Wesen als Danziger weder verleugnet noch verloren. Bei den regelmäßigen jährlichen Oster-Berlin-Besuchen, durch die das Adalbertus-Werk den Kontakt mit den Freunden im Osten aufrechterhalten hatte, waren wir auch ihm immer wieder begegnet.

Doch war das priesterliche Wirken des zwar noch in der Heimat ein Jahr vor Kriegsende Geweihten – aber dann wie die meisten seiner Landsleute daraus Vertriebenen – im Wesentlichen ein Dienst für seine „zweite Heimat“ Berlin, und zwar in schwerer Zeit! An seinem Jubeltag im vorigen Jahr wurde

in besonderer Weise deutlich, das da ein Mensch und Priester gefeiert wurde, den alle, die dabei waren und mit denen man über ihn sprach, schätzten, verehrten, ja liebten, weil er so unerhört glaubwürdig war in seinem Wesen, Reden und Tun. Es erfüllte damals mit Genugtuung und Dank gegenüber Gott, daß einem Priesterleben wie dem von Pfarrer Georg Klein, das in seinem Verlauf wahrlich von mancher Verletzung und Bedrängnis gezeichnet worden war, noch ein solcher Jubeltag in Freude und Freiheit beschieden war. – Requiescat in pace!

Trauer um Ulrich Oschem

Er starb am 14. Mai 1995 in Troisdorf-Bergheim nach tapfer ertragener schwerer Krankheit im Alter von erst 56 Jahren. Ulrich gehörte mit seinem Bruder Hans und der Mutter zu den ersten Aussiedlern, die 1956 im Wege der Familienzusammenführung Danzig verlassen durften, nachdem sie den aus der Gefangenschaft nach Deutschland entlassenen Vater viele Jahre lang nicht gesehen hatten. Im selben Jahr schon nahmen sie am Gementreffen teil und arbeiteten bald eifrig in der Jugendarbeit mit – Ulrich zeitweilig als Jungenführer. Gründung der Familie und Aufbau des Berufes – der ihn in viele Länder der Erde führte – ließen für eine Zeit die Verbindung lockerer werden, bis Ulrich mit seiner Frau vor einigen Jahren wieder nach Gemen kam, Mitglied des Adalbertus-Werkes wurde und sich wie einst in unseren Anliegen engagierte. Wir trauern um ihn mit seiner Familie und wünschen ihm Ruhe und Frieden bei Gott!

Veranstaltungen im 2. Halbjahr 1995

Bildungstreffen

10. September	Berlin
22. Oktober	Braunschweig
26. November	München
03. Dezember	Düsseldorf

2. Arbeitstagung

2./3. Dezember Düsseldorf

Zweite Deutsch-polnische Studenttagung in Danzig

Vom 30. September bis 7. Oktober 1995
Thema:

„Deutsche und Polen – Hypotheken der Vergangenheit – Chancen für die Zukunft“
Preis für die Teilnahme:

DM 500,00 (Unterkunft, Verpflegung, Tagungsgebühr) plus Kosten der Anreise. Es sind nur noch wenige Plätze frei. Anmeldungen umgehend an die Geschäftsstelle des Adalbertus-Werkes e.V., Hubertusstr. 5,

40219 Düsseldorf, bzw. telefonisch unter 0211/400440 (Nitschke).

Termine in Kreisau

30. 9. – 7. 10. 1995 – Seminar:

„Geschichtspfad Kreisau“

Für historisch interessierte Jugendliche aus Deutschland und Polen

Teilnehmerzahl: 30

Teilnehmerbeitrag: 120,- DM

1.-5. 11. 1995 – Schnupperkurs Polnisch

Die Teilnehmer sollen in die Lage versetzt werden, Alltagssituationen in polnischer Sprache zu bewältigen.

Teilnehmerzahl: 30

Teilnehmerbeitrag: 120,- DM

Aus Kreisau kann man ein komplettes PROGRAMM 1995 erhalten.

Interessenten wenden sich bitte an:

**Internationale Jugendbegegnungsstätte
Kreisau**

z. Hd. Herrn Stephan Erb

PL-58-112 Grodziszcz, Krzyzowa 7

Tel./Fax: 004874/522982

50. GEMENTREFFEN vom 3. bis 8. Juli 1996